

Budnikowsky, genannt Budni, ist der beliebteste Billigdrogeriemarkt in Hamburg. In der Filiale im Schanzenviertel ist es total gemütlich. Man muß zwar über Kartons, kleine Kinder und andere Kunden steigen, die irgendwo rumwühlen, aber man trifft einfach jeden. Wie bei Tchibo.

Letzten Dienstag hat direkt nebenan »Kloppenburg« aufgemacht, auch ein Drogeriemarkt, auf 300 Quadratmetern. Das halte ich ja für glatten Selbstmord. Ich gebe denen ein halbes Jahr, das habe ich der Kassiererin bei Budni auch gesagt.

Nachmittags fing es dann an. Sie hatten vor dem Eingang einen überdachten Lkw aufgestellt, mit drei Musikern und einem Moderator, und da sollte Rex Gildo auftreten. Es waren viele Leute da, von denen die meisten wohl hofften, daß er besoffen von der Bühne fallen würde. Ganz vorne standen viele kleine türkische Kinder, dahinter standen wir. Auf der anderen Straßenseite saßen fünf Punks und ein Rastamann auf dem Baugerüst vor dem kurdischen Restaurant und tranken Bier. Dann sagte der Moderator, der einen großen roten Kopf hatte, Rex Gildo an: »Kommissar Rex, unser Sonnyboy aus Rosenheim.« Rex Gildo kam sofort ans Mikrofon gesprungen, in grauem Anzug und mit sehr braunem Teint, und schrie gleich los: »Hossa, hossa, hossal«, was von einigen Umstehenden auch erwidert wurde. Dann sang er »Fiesta, fiesta mexicana«, aber a capella. Einmal fiel ihm das Mikro runter, aber er sagte gleich, er hätte gar nichts getrunken, bloß Kaffee. Die Punks blieben auf dem Gerüst sitzen und tranken noch mehr Bier. Danach sang

Rex Gildo weitere Songs, aber jetzt aus seiner neuen LP/CD, die sehr gut angekommen sei, wie er sagte. »Im Namen der Sehnsucht werd' ich immer bei dir sein«. Darin kamen vor: der Hafen von Piräus, mehrmals Sirtaki und verschiedene Tavernen, was die Griechen, die im Eingang der gegenüber liegenden »Taverna Romana« standen, sehr zu erheitern schien. Zwischendurch wies Rex Gildo noch auf die Eröffnung von Kloppenburg hin und sagte zwei oder dreimal zu uns: »Isch glaub an Eusch«. Da



ging ich aus Trotz zu Budni rüber und kaufte eine Packung Filterpapier 102 und das Angebot Strumpfhosen, 10 Stück für 8 Mark 90. Dort traf ich einen befreundeten Zeichner, der mich aufforderte, ihm zu Tchibo zu folgen und ihm einen Milchkaffee zu bezahlen, weil ich mit Ausgeben dran wäre.

Wir gingen aber nicht sofort, weil jetzt eine neue Attraktion angesagt wurde: »Hans, der singende Schutzmann aus Wolfsburg

mit seinen Polifriends.« Die Polifriends waren sechs singende Kinder, die er als »meine Jungs« vorstellte, es waren aber fünf Mädchen dabei. Nun hielten es die Punks und der Rastamann nicht länger auf dem Gerüst aus, und sie latschten über die Straße zu uns herüber.

Hans sang als erstes sein bekanntes Lied »Zebrastreifen«. »Ze-bra-strei-fen, Ze-bra-strei-fen«, schrien die Punks und fingen an zu tanzen. Dann sang er sein beliebtestes Lied, den Verkehrs-Rockn Roll »Wir trampeln auf den Boden,

wir klatschen in die Hand, draußen auf der Straße, da braucht man den Verstand.« Die Punks und der Rastamann schrien: »Mann, is das taff, Mann!« und trampelten herum und klatschten in die Hände. Zum Schluß sang er »Ich liebe alle Kinder dieser Welt und kämpfe für ein bißchen mehr Menschlichkeit«, was die Punks auch klasse fanden: »Kämpfen, kämpfen, oh Mann!« Sie machten dann soviel Krach, daß er eine Zugabe singen

mußte, eines seiner besten Lieder, wie er selber sagte, das Ampellied »Stop and go mit Hans und Co.«. Danach wies er noch auf die Eröffnung von Kloppenburg hin und daß er und Rex Gildo nachher eine Autogrammstunde abhalten würden und daß gleich das Bingospiel anfangen würde. Da gingen wir erst mal zu Tchibo. Dort zeichnete der Zeichner ein Porträt von Rex Gildo auf ein Papptablett, auf dem vorher unsere kleinen Kuchen gelegen hatten. Das Porträt fiel nicht sehr günstig für Rex Gildo aus. Außerdem hatte der Zeichner noch darübergeschrieben: Rex »Wuff« Gildo, weil ich kurz erwähnt hatte, daß ich mal einen Schäferhund namens Rex im Fernsehen gesehen habe.

Dann gingen wir wieder zurück, weil gleich die Autogrammstunde anfangen sollte. Vorher sang Rex Gildo aber noch einmal wegen der großen Nachfrage, wie er sagte, »Fiesta, fiesta Mexicana« mit »Hossa« und allem Drum und Dran. Die Punks grölten sich die Seele aus dem Leib. »Jungs, ihr seid Spitze«, rief Rex Gildo, »wir gehn nachher einen zusammen trinken.«

Ich glaube, das sagte er nur aus der guten Stimmung heraus. Er und Hans verteilten fertige Autogrammkarten, aber ich hielt ihm das Papptablett hin und meinen Kugelschreiber. Er hat dann auf der Rückseite unterschrieben und sich zum Glück die Vorderseite nicht angeguckt. Nach mir war einer der Punks dran, der auch einen Extrazettel hatte. Den fragte Rex Gildo nach seinem Namen und schrieb dann: »Für Lücke, alles Gute«. Bei mir hatte er »Viel Glück« draufgeschrieben. Dann wollte er meinen Kugelschreiber einstecken, aber ich habe ihn zurückverlangt. Hossa. □

Kürzlich war ich zur Goldenen Hochzeit meiner Großtante Martha auf ihrem Bauernhof eingeladen. Ich wollte erst gar nicht hingehen, weil ich die ganze Familie hasse, außer Tante Martha, und weil die ganze Familie mich haßt, außer Tante Martha. Dann fiel mir ein, daß sie schon seit 35 Jahren geschieden ist. Da ging ich dann doch hin, allerdings ohne Geschenk. Später kriegte ich eine goldgeränderte Karte, auf der »Vielen Dank für das schöne Reisenecessaire« stand. Soviel zum Zustand meiner Tante.

Sie sagte auch andauernd Annemarie zu mir, weil sie mich mit meiner Mutter verwechselte. Als sie mich an ihren Busen drückte, wußte ich nicht, ob das ihr Korsett war, das krachte, oder meine Rippen. Sie bemerkte gleich, wie gut ich mich gehalten habe. »Das hätte ja kein Mensch gedacht, daß du dich noch mal so rausmachst, Annemarie«, rief sie begeistert, während meine Mutter direkt neben mir saß.

Als ich ankam, standen alle männlichen Gäste vor der Scheunentür und rauchten Zigarren, aber ich erkannte niemanden, bis auf Onkel Ernst-August und Onkel Heinrich, die seit 100 Jahren immer gleich aussehen. Sie sind beide Bauern, tragen schwarze Anzüge und Gummistiefel und reden über das Wetter. Nur Ernst-August nicht, der redet meistens über die beiden Pferde von Heinrich. Von den Pferden hat eines ein Auge und das andere ist blind. »De hebbt jo mehr Orslöcker as Oogen«, sagte er. (Die haben mehr Arschlöcher als Augen.) Das ist ja eigentlich logisch, trotzdem wurde Onkel Heinrich ganz rot im Gesicht. Er hielt sich aber zurück, weil der Pastor in der Nähe war, und weil Damen anwesend waren (ich). Ich sagte zu Heinrich, daß ich es mir

nicht gefallen lassen würde, wenn einer sowas über meine süßen kleinen Pferde sagte. Eine kleine Schlägerei vor dem Essen kann einen ja manchmal aufheitern. Es klappte aber nicht.

Viel passiert wäre sowieso nicht, denn beide Herren hatten bereits die Hochzeitsschlipse angelegt. Das sind fertiggebundene Krawatten mit einem Gummiband hinten, damit man nicht gewürgt werden kann. Der Bauer schlägt sich zwar gerne, aber am nächsten Tag muß er halt wieder auf den Acker.

Die Damen waren in der Küche zugange und richteten das kalte Büffet. Meine Mutter fragte mich laut, warum ich nicht was Anständiges angezogen hätte. Das tat sie aber nur wegen der Tanten und Cousi-

nen. Ich hatte mein kleines Schwarzes an, das nach ungefähr zwei Millionen Wäschen zwar tatsächlich ziemlich klein geworden ist, allerdings nicht das Dekolleté. Meine Schwester, die mit Petersilie herumhantierte, als sei es ihr angeboren, trug irgendwas Gerafftes mit Tüll an der Seite. In sowas würde ich mich noch nicht mal tot sehen lassen wollen. Ich fragte sie, um wieviel ihr die Demaskierung sei, daraufhin sprach sie den ganzen Tag nicht mehr mit mir. Wenigstens das hatte geklappt!

Während der Pastor die Rede hielt, die er immer hält, aber mühsam gereinigt von so Begriffen wie »unser hochgesegnetes Paar«, eröffnete ich das Kalte Büffet. Ich bin bekannt für meine Büffet-Eröffnungen. Ein ziemlich

Masse aussehender junger Mann gesellte sich zu mir, und wir plauderten gemütlich, während wir die Hälfte der Lachsschnittchen beiseiteschafften. Seine Mutter, eine Cousine namens Gisela oder Gerda oder so, zischte mir zu: »Olave (oder Bernd oder so) »könnte dein Sohn sein!« Diese Information sagte mir nichts, aber der Cousinsohn sagte dann den ganzen Abend »Süße kleine Metti« zu mir, und zwar laut. Da redete dann Gisela, oder Gerda auch nicht mehr mit mir, was aber gut war, denn sie hat eine Heißmangel und eine Strickmaschine, und anschließend zwischen diesen beiden Pölen bewegt sich ihre Konversation.

Zwei Cousins, die in der Schule immer gepetzt hatten, insbesondere was Doktorspiele betraf, die ich angeblich mit ihnen gemacht haben soll, was ich mir aber nicht vorstellen kann, so, wie die heute aussehen, hielten mich nach dem Essen unter, als es ans Tanzen ging. Ich brachte das Gespräch unfallförmig auf Lesbischsein und daß ich solchen Perversionen immer schon recht vorurteilsfrei gegenübergestanden hätte. Damit waren die auch erledigt. Es ist gar nicht so schwer, sich Leute vom Hals zu schaffen: Man muß nur einen festen Willen haben.

Die Tanzerei war ziemlich anstrengend. Die Kapelle, eine Hammondorgel mit Manni dran, hatte den komatösen Getränken ebenso stark zugesprochen wie die übrigen Herren. Es fing mit Wiener Walzer an und endete schließlich im Chaos. Die Damen tranken Cherry Brandy und unterhielten sich darüber, bei wem »was unterwegs« war.

Nur Tante Martha blieb nüchtern und steckte mir zum Abschied ein Sparbüch zu. Es waren zwar bloß 300 Mark drauf, aber dafür war es auch von vor der Währungsreform. □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich von einem Beinahe-Sohn
mal fast freche kleine Jeans
gekauft hätte

Zwar bin ich durchaus noch im besten, wenn auch nicht mehr im allerbesten Alter – ich erwähne nur, daß meine Kinderfotos überwiegend in Schwarz-Weiß gehalten sind und einen gezackten Rand haben –, aber das ist überhaupt kein Grund, mir unaufgefordert das *Bäder-Galerie Journal* ins Haus zu schicken. In dem ich dann lesen muß: »Du hast Deinen eigenen Stil, Du weißt, was Du willst. Bei Deiner Einrichtung machst Du keine Kompromisse. Die Bäder-Galerie ist ganz auf Deiner Linie.« Das ist ja die Höhe. Per Du auf einer Linie mit Badewannen und Klosetts! Vor dreißig Jahren war ich immerhin auf einer Linie mit unserem Herrn, vor zwanzig mit Mao Tse Tung, vor zehn mit einem andern Herrn, der fortzog, um mit meiner besten Freundin Linien zu ziehen. Aber, und da hat das Bädermagazin wieder recht: »Auch in der Welt der Brauseköpfe ist die Auswahl groß.« – cut –

Was mir auf die Nerven geht, ist diese amerikanische Vertraulichkeit, mit der einem überall auf die Pelle gerückt wird. Betrete ich beispielsweise einen Laden, um mir braune Jeans zu kaufen, dann möchte ich nicht, daß mir zugerant wird: »Freche kleine braune Jeans – ja?« Und das von einem Schnösel mit faschistoider blonder Tolle, der mein Sohn sein könnte. Allerdings wäre mir so eine Frisur nicht ins Haus gekommen. – cut –

Braun sollten die Hosen schon sein – aber klein? Ich verlange von Hosen, daß sie unten bis zum Knöchel gehen und oben bis zur Taille, das sind immerhin 95 Zentimeter; aber ich verlange nicht, ich verbitte es mir sogar, daß Sachen, die ich kaufe, Eigenschaften aufweisen, die ich selbst gar nicht oder nicht in einem mich

befriedigenden Ausmaß besitze. Meine Hose frecher als ich? Eine Zumutung. – cut –

Seit einiger Zeit verbindet mich eine Brieffreundschaft, genauer gesagt, eine Postkartenfreundschaft mit einem schlecht angezogenen Zeichner, der seine unzusammenhängenden Mitteilungen mit dem Wort »cut« voneinander trennt. »Ich stecke Dir die Info, daß Günther W. nächste Woche 40 wird – cut – Gleich muß ich in den Keller, um am Fundament zu kratzen – cut – Vencermos.« Und so weiter. Mit dem und einer Freundin war ich schon öfter beim Einkaufsbummel. Diese Freundin gehört zu den Frauen, die in regelmäßigen Intervallen stark zu- und abnehmen. Als wir

einmal zusammen eine Boutique besuchten, war sie gerade in der zunehmenden Phase. »Darf man gratulieren?« dienerte der Besitzer, den das gar nichts anging (»Aber immer!«). Als wir einige Monate später wieder aufkreuzten, die Freundin inzwischen rank und schlank, fragte er: »Na, was ist es denn geworden?« (»Nichts.«). Er war peinlich berührt (wir nicht), und wir verließen den Laden mit stark heruntergesetzten Schnäppchen. So kann man aus nichts noch etwas machen.

Der Zeichner, aufgefordert, eine beißen-

de und schonungslose Zeichnung anzufertigen, wußte aus dieser Geschichte allerdings nichts herauszuholen. Er könne den Inhaber der Boutique gut verstehen, der sei uns zwei Medusen ja quasi schutzlos ausgeliefert gewesen. Er meinte Megären, was die Sache aber auch nicht besser macht. – cut –

Fremdwörter sind ja meist Glückssache, wie man weiß. Es gibt aber auch viele Leute, die noch nicht mal gewöhnliche Redensarten richtig behalten können. Vor einiger Zeit habe ich aus beruflichen Gründen die Super-Hitparade (Schlager von 1969–1975) mit Dieter »Thomas« Heck ansehen müssen. Er nannte die Platten-Verkaufszahl eines

Schlagersängers und setzte hinzu: »Das muß man sich mal auf dem Munde zergehen lassen.« Außerdem blinzelte er durch den Apparat, als sei er mit einem verwandt, und kündigte jeden Hit an mit: »Ein Riesending!«, und zwar mehrmals. Da ich allein im Hause war, sagte ich immer wieder »Mein Gott« zu meinen Tapeten. Die Schlagersänger, von denen ich die Hälfte noch nicht mal vor 25 Jahren gekannt habe, traten übrigens meist barbrüstig in weißen oder in Glitzersakos auf, einige hatten sich die Brust rasiert. Jedenfalls nehme ich das an, weil nach meiner Erfahrung 50jährigen Männern mit üppigem Haupthaar nicht zuerst die Brust- oder Beinhaare abfallen, sondern leider erst ganz zuletzt. – cut –

Das Beste war eigentlich, daß ich mir die Sendung nicht noch in Farbe ansehen mußte, weil ich nur einen Saba-Schwarzweißfernseher besitze, den ich 1976 gekauft habe. Ich gucke mir also nach wie vor die Naturfilme in Schwarz-Weiß an, mit dem Nachteil, daß ich Pflanze, Tier und Mineralreich nicht voneinander unterscheiden kann. Was aber nichts ausmacht, weil, wenn ich den Fernseher einschalte, meistens sofort das Telefon läutet und junge Frauen anrufen, die einen gewissen Carlo sprechen wollen, der die gleiche Telefonnummer hat wie ich, außer, daß er am Schluß eine 9 hat und ich eine 0. Mit denen unterhalte ich mich dann so lange, bis der Film zu Ende ist, und gebe ihnen gute Ratschläge, z.B. daß man sich auch schon in jungen Jahren und in Läden von niemandem was gefallen lassen soll. – cut – □



MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal fast in ein
Stahlgewitter geraten wäre

Am Sonntag, dem 19. Februar, sollte in Hamburg das Iduna-Hochhaus an der Reeperbahn gesprengt werden, weil zuviel Asbest drin war, das wohl demokratisch verteilt werden mußte. Ein paar Tage vorher rief ich bei Knut an, obwohl ich mit ihm nur auf entferntem Duzfuß stehe. Er wohnt nämlich in der Budapester Straße im 4. Stock. Ich hatte gehört, daß er eine Bums-Matinee auf dem Balkon veranstalten würde. Knut sagte, daß ich ruhig kommen könne, es hätten sich schon jede Menge andere Leute bei ihm eingeschleimt, sogar solche, die er zuletzt vor zig Jahren auf seiner Konfirmation im Wiehengebirge gesehen habe.

Auf dem Weg zur Budapester Straße konnte man schon gegen 12 Uhr ein hohes Verkehrsaufkommen beobachten, ungefähr so wie bei einem St. Pauli-Helmspiel. Ich hatte ein kleines Ohren-Radio mit, da wurde in der Hamburg-Welle gesagt, daß sie im Hotel Metropol die Festplatten aus ihren Computern 'rausgenommen hätten, wegen der zu erwartenden Erschütterungen. Das steigerte natürlich die Vorfreude. Auf dem Heiligen-Geist-Feld, wo sonst St. Pauli spielt, standen die Leute, bauten ihre Statue auf und hauten ihren Kindern eine 'runter, weil es anfang zu regnen.

Bei Knut war schon viel los. Es gab Kaffee, Sekt und Hefe-Teilchen. Gleich nach mir kam noch ein Haufen Gäste mit Phönix-Palmen und Bananenbüschen unterm Arm an. Sie hatten die Nacht durchgemacht und sich abschließend auf dem Fischmarkt mit ein paar Gläschen auf die Katastrophe vorbereitet. Man konnte sie schon auf der Straße »Auf der Reeperbahn nachts um halb eins« singen hören, was meiner Meinung nach der aktuel-

len Lage nicht ganz gerecht wurde.

Ihre ziemlich ramponierte Kleidung versuchten sie uns zunächst als den neuen Disaster-Look zu verkaufen. Dann fragten sie herum, ob auch alle Krankenhaus-kompatible Unterwäsche anhätten, also keinen Body, falls was schiefgehe. Das war nur Spaß, denn das Hochhaus war zu weit entfernt, als daß es auf die Budapester fallen konnte. Eine Frau trieb den Spaß für meinen Geschmack aber ein bißchen zu weit, denn sie sagte, sie trage schwarze Unterwäsche, falls das Krankenhaus nicht mehr in Frage komme. Sie sagte auch noch, daß man von Knuts Balkon aus prima zugucken könne, wenn

es ein krachendes Inferno gebe oder eine Massenpanik oder noch was Besseres.

Im Rundfunk sagten sie jetzt, daß der Sprengmeister sich bereit macht und daß sein Assistent ein paar Straßen weiter sitzt und auf das Kommando des Sprengmeisters hin sofort den Hebel 'runterdrücken werde. Der Assistent hieß Ali Özdek. »Erst verkaufen sie uns ihr vergiftetes Gemüse, und dann machen sie unsere Häuser kaputt«, sagte ein Bürger im Radio; den sie live interviewten, aber sie spielten dann schnell eine Musik ein.

Zum Countdown versammelten wir uns auf dem Balkon. Ich hatte einen Fuß im Zimmer gelassen, weil

ich nicht wußte, ob unser Balkon und der Balkon über uns die ganzen Leute aushalten würden. Die anderen hingen über dem Geländer und diskutierten mit dem Balkon unter uns, was man denn am nächsten Sonntag sprengen lassen könnte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befinden sich das Telekom-Gebäude, ein Schwimmbad und etwas weiter weg der Bunker an der Feldstraße. Die Telekom-~~legte~~ legte die meisten Stimmen. Die Frau mit der schwarzen Unterwäsche zählte währenddessen die vorbeifahrenden Krankewagen und unterhielt uns mit ihrem Halbwissen über die stabile Seitenlage. Sie gab allerdings selbstkritisch zu, daß diese nicht mehr viel nütze, wenn man von einem fliegenden Stahlträger getroffen worden sei.

Die Sprengung dauerte dann bloß drei Sekunden. Es krachte ganz furchtbar, jedoch nicht so laut wie in den Katastrophenfilmen. Wir klatschten wie verrückt, aber es wurde nicht wiederholt, obwohl die Frau mit der schwarzen Unterwäsche »MAZ ab!« schrie. Eine dunkle Wolke erhob sich und trieb sofort auf das Heiligen-Geist-Feld zu. Im Radio schrie der Moderator: »Jetzt geht er wech! Jetzt kommt die Wolke! Schirme auf! Wehe, da war Asbest drin!« Damit gab er die Stimmung der Menschenmassen ganz gut wieder.

Einige Reisebusse trafen erst verspätet ein, zum Beispiel »Gehle-Reisen« aus Gütersloh. Die konnten nur noch den Trümmerhaufen besichtigen, der aussah wie Grosny, bloß kleiner. Insgesamt war es fast so schön wie Krieg, nur nicht ganz so spannend, weil, als man hinterher nach Hause ging, konnte man sicher sein, daß die eigene Bude höchstwahrscheinlich noch steht. Knuts Wohnung sah allerdings nicht mehr so gepflegt aus wie vorher. □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal die Kraft hernahm, die Leipziger Buchmesse besucht zu haben

Das Schönste an der Leipziger Buchmesse war der Abend meiner Rückkehr nach Hamburg, wo das dritte Italien-Urlaub-Vorbereitungs-Essen bei Frau S. stattfand, einer der vier Teilnehmerinnen. Das Motto des Abends lautete: »Wo nehmen wir eigentlich die Kraft her?«

Speisenfolge: eingelegter Fisch mit Fladenbrot, Pilz-Spinat-Möhren-Lasagne, Quarkstrudel mit Eis. Die Rezepte (Freiumschlag!) können bei der Redaktion angefordert werden, nur das Rezept für den Quarkstrudel nicht (der übrigens zum Zeitpunkt seines Erscheinens bereits »Quarksprudel« hieß), das sage ich jetzt gleich: aus der Packung nehmen und den Ofen auf 200 Grad vorheizen.

Themen während der Vorspeise waren: unsere Mütter, unsere Topfplanzen, wo hört Schizophrenie auf, lustig zu sein, Männer und die Leipziger Buchmesse. Von der Leipziger Buchmesse konnte ich berichten, daß ich mit Ernst-Dietter Lueg in einem Aufzug gefahren bin und daß er sich vor mir hinausdrängelte, obwohl ich ganz vorne stand. Dann kam die Lasagne, die vom Umfang her für den Kirchentag oder für die Leipziger Buchmesse gereicht hätte, und wir wurden aufgefordert, ordentlich zuzulangen, was wir auch taten. (Wo nehmen wir eigentlich die Kraft her?) Trotzdem blieb ein erheblicher Rest zurück, den Frau E. sich erbot mitzunehmen, um ihn am nächsten Tag in der Firma in ihrer Espresso-Maschine peu a peu aufzuwärmen. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß auch Getränke angeboten wurden.

Themen während des Hauptgerichts waren: skandalöses Verhalten von Prominenten, ob man beim Sockenstricken bei der Ferse mogeln darf oder nicht, Männer, das Für und Wider

paradigmatischer Partizipialparagraphe (Wo nehmen wir eigentlich die Kraft her?) und die Leipziger Buchmesse. Von der Leipziger Buchmesse konnte ich berichten, daß die Zeitschrift, die mich zu einer Lesung dorthin eingeladen hatte, mir ein Privatquartier besorgt hatte, wo ich samt mitzubringendem Schlafsack (seit 30 Jahren aus meinem Programm gestrichen) auf dem Terrazzo-Fußboden in der Küche hätte schlafen müssen.

Themen während der Pause zwischen Lasagne und Quarksprudel waren: skandalöses Verhalten von linksorientierten Tageszeitungen, Männer, Vor-

und Nachteile von Latexmatratzen und gemeinsames Singen von »Du bist nicht allein«. Dann rauchten wir erst mal ein paar Spezialzigaretten, die anzubieten ich deshalb in der Lage war, weil ich vor zwei Wochen von einem Bekannten direkt aus einem Amsterdamer Café angerufen worden war, der gerade irrsinnig begeistert irgendeinen Text von mir gelesen hatte und sich erbot, mir deswegen »was Schönes« mitzubringen.

Das gab uns Kraft für das Dessert, denn dieses von der Küche ins Esszimmer zu schaffen erwies sich als schwierig. Das Blech war irgendwie mit dem Back-

ofen verschweißt, weil zuerst aus Versehen das Eis hineingestellt worden und anschließend ziemlich viel Quark ausgelaufen war.

Die Vorschläge, wie man dennoch in den Genuß des Nachtisches kommen könnte, waren:

1. Alle stecken die Köpfe in den Ofen und essen direkt vom Blech (einstimmig abgelehnt).

2. Der Herd wird im Ganzen auf den Esstisch gestellt (von S. abgelehnt).

3. Wir versuchen es mit Gewalt. Vorschlag Nummer 3 wurde angenommen und erfolgreich durchgeführt (Wo nehmen wir eigentlich die Kraft her?), wobei etwa ein Drittel des Sprudels auf die Birkenstock-Sandalen von Frau J. fiel.

Themen während des Desserts waren: das skandalöse innerbetriebliche Verhalten der Firma Birkenstock, wieso ich immer alles mitschreibe, Männer, die Leipziger Buchmesse. Von der Leipziger Buchmesse konnte ich berichten, daß ein Frankfurter Redakteur bei der Anreise im ICE-Speisewagen den wurzelfleischverzehrenden Gerhard Löwenthal getroffen hatte. Der Redakteur gestand Löwenthal, ihn 1988 mal in einer Talkshow gesehen zu haben. Der Alt-Moderator war sehr erfreut und sagte: »Ja, das war im letzten Jahr.« In Leipzig wurde der Redakteur dann privat untergebracht, und zwar bei einem Neger mit Kampfhund, ein Kollege dagegen bei einer Hundertjährigen in einem hundert Jahre alten Jogginganzug. Damit meine ich, daß er in ihrer Wohnung wohnte.

Im Laufe des Abends ergaben sich dann noch folgende Themen: Warum sollen Männer es besser haben als wir, Alzheimer, kann eine von uns überhaupt italienisch (nein), bestellen wir ein Taxi oder brechen wir auf die Straße, wo nehmen wir eigentlich die Kraft her und die Leipziger Buchmesse. □



Zeichnung: Wolfgang Herndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich mir einmal die falschen
Chakren habe massieren lassen

Obwohl ich behauptete, Mantras nicht von Mantas unterscheiden zu können, schleppte mich meine Kusine Julia im Anschluß an die Beerdigung unseres gemeinsamen Onkels auf die Esoterik-Messe in Hamburg. Da gebe es garantiert Wahrsagerinnen, wischte sie meine Einwände beiseite, die uns ein Gespräch mit Onkel Albert vermitteln könnten. Ich wußte allerdings nicht, was wir ihn hätten fragen sollen (»Und wie fandest Du die Beerdigung?«).

Julia ließ gleich am ersten Stand ihre Aura in Farbe fotografieren und war begeistert. Die Analyse ergab, daß sie aus einem gutsituierten Elternhaus stammt und recht wohlhabend ist. Das hätte ich ihr für 40 Mark auch sagen können, weil ich es erstens sowieso weiß, und zweitens trug sie ihr Armani-Kostüm und handgenähte Pumps. Außerdem wurde ihr noch gesagt, daß sie "Ja!" zum Leben sagen solle.

Ich habe mir dann für 7 Mark von einem Karma-Computer ausdrucken lassen, was ich in meiner letzten Inkarnation gewesen bin. Es waren ziemlich viele Rechtschreibfehler drin, aber was dabei herauskam, kann man in zwei Worten sagen: Mutter Teresa. Der Tip für mein Hier und Jetzt hieß »Neinsagen lernen«. Da fing ich gleich an zu üben und sagte Nein! zum Oberton-Singen mit Jörn Raack aus Düsseldorf, sagte Nein! zu einem Treffen mit Manuela und den Engeln (Heilung durch Engelenergien und Erdmeditationen) und sagte abermals Nein! zur Chakrenmassage. Das stellte sich aber als ein Fehler heraus, weil es kostenlos, nämlich aus Liebe, angeboten wurde. Da habe ich es natürlich machen lassen.

Die Chakren muß ich mal erklären: Man hat sieben oder fünfzehn Stück, wobei das tiefste an einer Stelle

sitzt, zu der meine Mutter »untenrum« sagte (»Wasch dich auch untenrum«). Das höchste sitzt im Kopf, wächst oben raus und sieht aus wie die Blätter auf einer Ananas. Natürlich nicht wirklich, das soll man sich bloß vorstellen.

Man mußte die Schuhe ausziehen, was einigen Leuten peinlich war, mir aber nicht, weil ich immer frische Socken trage, seit verlangt wird, daß man die Schuhe auszieht, wenn man wo eingeladen ist. Bei der Massage wurde man nicht angefaßt, sondern es wurde hinter, neben und über einem herumgewedelt, was einen angenehmen Luftzug verursachte. Als ich während der Massage gefragt wurde, ob mir kalt oder heiß sei, sagte ich: »Unten kalt,

oben warm«, was aber falsch war und aufzeigte, daß meine Chakren irgendwie nicht okay waren.

Unterdessen hatte Julia mehrfach Ja! zum Leben gesagt, und bei einer schönen Tasse Yogi-Tee und einem Häppchen Manna zeigte sie mir ihre Einkäufe. Ein Dinkelspreukissen, einen Auralon Energiefeld-Harmonisierer, einen Haufen schamanischer Amulette, das Buch von Brigitte Gärtner »Das Pendel kennt die Antwort« und ein Pendel. Überdies hatte sie sich für 750 Mark zu einem spirituellen Schnupper-Wochenende angemeldet. Da ließ ich sie dann das Manna bezahlen. Das Manna schmeckte übrigens nach nichts, was ja soweit in Ordnung ist, solange man

sich auf einer Wüstenwanderung befindet und nichts anderes zu beißen hat.

Nach unserem Imbiß suchten wir einen Wahrsager auf, der uns tatsächlich mit Onkel Albert in Verbindung brachte, allerdings über einen Mittelsmann. Der teilte uns mit, daß Onkel Albert den Polizisten getroffen habe, der ihm damals den Führerschein abgenommen hatte, und der habe ihm gestanden, dabei besoffen gewesen zu sein. Eine versicherungstechnisch sicherlich interessante Offenbarung, wenn sie nur dreißig Jahre früher erfolgt wäre.

Ein wenig deprimiert zogen wir dann zu der Wahrsagerin Frau Matheika, um etwas über meine Vergangenheit zu erfahren; im Zuge ihrer neuen Lebensaufassung wollte Julia es bezahlen. Zum Glück hatte Frau Matheika keinen Termin frei, denn eigentlich finde ich, daß meine Vergangenheit keinen was angeht und ohnehin schon zu viele Personen darüber Bescheid wissen.

Julia war sehr enttäuscht darüber, daß wir nirgends Informationen über das Ewige Leben erhielten, denn sie hatte gehört, daß das jetzt der Hitz in Esoterik-Kreisen sein soll. Ein schöner Gedanke ist es freilich nicht, wenn man sich klar macht, mit was für Leuten man dann bis zum jüngsten Gericht herumziehen muß. Ich finde immer, irgendwann muß mal Schluß sein, auf jeden Fall aber ab 22 Uhr.

Außerdem stellte ich fest, daß die Erkenntnisse, die durch Esoterik gewonnen werden, eher kurzlebiger Natur sind: Für den nächsten Tag hatte Julia ausgependelt, daß wir zusammen zum Shopping gehen würden. Ich hätte gleich Nein! sagen sollen. Als wir uns trafen, hatte sie nämlich das Jasagen komplett vergessen, und ich mußte meine Klamotten alle selbst bezahlen. □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal nicht wußte, was
Klatschkall auf englisch heißt.

In Hamburg ist alles anders. Beispielsweise war hier der Krieg früher aus, weil der hiesige Gauleiter schon am 3. Mai '45 fand, daß es nun aber gut sei, und mit der weißen Fahne beim Engländer aufmarschierte.

Auf dem Staatsakt fünfzig Jahre später sollen der Bürgermeister Voscherau und Prinz Charles sprechen.

Für Voscherau, der wie ein Konfirmand aussieht und wie ein Diakon spricht, hätte sich wohl kein Schwein extra auf die Socken gemacht, aber was die Leute an PC finden, weiß ich schon zweimal nicht. Jedenfalls komme ich zu spät auf dem Rathausmarkt an, weil Rouge auflegen und Fußnägel neu lackieren mehr Zeit beansprucht haben als geplant. Außerdem habe ich beim Frisör eine Stunde lang warten müssen. Als ich die U-Bahn-Station verlasse, wird schon Barockes zum Mitsingen (Wassermusik) vom Balkon des Rathauses geblasen. In einen Pulk junger Menschen eingekeilt, muß ich folgenden Dialog mitanhören: »Was essen das für Musik?« »Weiß nich. Weltkriegs-Dschingel oder so.«

Direkt vor der Pressetribüne, zu der ich mich durchboxe, werden dann sechs andere junge Menschen mit einem Transparent »Deutsche Täter sind keine Opfer« von Sicherheitskräften abgeschleppt, was am nächsten Tag von der Hamburger Morgenpost mit »Deutsche Opfer sind keine Täter« beinahe korrekt wiedergegeben wird.

Ich klettere die Leiter hoch, als ein Polizist gerade dabei ist, Fachsprache in sein Walkie-Talkie einzugeben: »Der Staatsakt wird von störenden Störaktionen – äh – gestört.« Während der Rede des Bürgermeisters beschäftigt mich die Frage, ob dreifache Negation den Urzustand wiederherstellt oder nicht. Da-

nach diskutiere ich mit einer Fotografin den Bericht des Hamburger Abendblatts von gestern, worin steht, daß PC im Gästehaus des Senats spartanisch untergebracht sei, und als was das Hamburger Abendblatt wohl unsere respektiven Unterkünfte bezeichnen würde – Unterschlupf? Käfig? Stall?

Dann ist PC dran. Fähnchen werden geschwenkt, die der neue TV-Sender HH 1 vorsorglich verteilt hat: »HH 1 grüßt Prinz Charles«. Tamponschwenkende Frauengruppen darf man allerdings vergeblich suchen. Das kollektive Gedächtnis ist auch nicht mehr das, was es einmal war. Ich möchte daran erinnern, daß vor zwei Jahren PC seiner Freundin Camilla Parker-Bowles ge-

genüber den Wunsch geäußert haben soll, den Platz dieses hygienischen Artikels bei ihr einnehmen zu dürfen. Was sie darauf erwidert hat, wurde nicht berichtet. Es würde mich aber interessieren, was »Nun mach aber mal halblang, du Klatschkall!« auf englisch heißt.

Jetzt beginnt PC mit seiner Rede. Er spricht deutsch mit einem süßen Akzent, was alle süß finden. Von der Tribüne aus kann ich trotz Fernbrille kaum was sehen, noch nicht mal die Ohren. Aber hören kann ich gut, nämlich »Krieg ist ein unerklärliches Paradox.« So ist es. Unerklärlich und paradox wie Sonne, Mond und Sterne und wie die Erhöhung meiner Miete. »Er zeugt von schlimmster Entartung

(mein Vermieter), aber auch von selbstloser Aufopferung (ich).« Allerdings habe ich einen Rechtsanwalt engagiert, womit die Parallelen dann wieder im Arsch sind. Mit Hilfe eines Tempo-Taschentuches beginne ich, meinen Lippenstift zu entfernen.

Eine Zeitungstorte von Bild der Frau oder Frau im Bild oder Wild und Hund, die hinter mir steht, wiederholt ihrem Kollegen gegenüber immer wieder, daß PC doch ein richtiger Gentleman sei. Wieso sie das auf einer öffentlichen Veranstaltung feststellen kann, weiß ich nicht. Ein Gentleman ist bekanntlich eine Person, die, nachdem sie sich geschneuzt hat, nicht im Taschentuch nachguckt, ob es was gebracht hat, auch wenn sie ganz alleine ist.

Als PC sagt, daß es ihm eine Ehre sei, einmal diese bössartige deutsche Stadt besuchen zu können, hole ich den Lippenstift wieder raus, stecke ihn aber gleich wieder weg, weil ich im Rede-Text, den die Journalisten bekommen haben, nachlese, daß es »großartige« geheißen hat.

Unter den Kameraleuten und Rundfunksprecherinnen bricht jetzt ein Disput darüber aus, wer es an Stelle von PC besser gebracht hätte. Die Mehrheit ist für E II mit dem Argument, daß man einmal im Leben diese Frau gesehen haben muß, die als letzter Mensch auf dieser Erde einen Damensattel benutzt und deren Auswahl an scheußlichen Hüten einfach von niemandem mehr übertroffen werden kann. Andere stimmen für die Queen-Mum (immer einen Gin-Tonic in Reichweite), wieder andere für Diana (immer einen Reitlehrer in Reichweite). Ich selbst hätte gerne einen Vertreter des »Ministry of silly walks« gewählt, am liebsten John Cleese. Aber ich glaube nicht, daß der zur Verwandtschaft gehört. □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

Wenn man krank ist, sollte man seine Besucherinnen nur getrenntgeschlechtlich empfangen. In Gegenwart von Männern läßt es sich nicht so gemütlich über Auswurf, Ausfluß und dieses Stechen im Rücken – da, nein da, weiter unten – plaudern. Männer sollte man sogar ganz vom Krankenbett entfernen. Sie wissen nicht, was sie sagen sollen, und die ganze Last der Unterhaltung muß man dann mit seinen gebeutelten Bronchien alleine bestreiten. Außerdem bringen sie einem immer Weintrauben mit. Groß, grün, weich und sauer. Gemüsehändler haben dafür Extrakisten, falls Männer nach Weintrauben fragen.

Frauen bringen einem vernünftige Sachen mit wie fertige Mahlzeiten und leichte, aber spannende Lektüre (Apotheken-Umschau) und gehen auch mal in die Küche, um dort die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen und dann eventuell aufzuräumen.

Auch meine Nichten warten mir im Krankheitsfalle auf. Sie bringen ihre schmutzige Wäsche mit, die sie in meiner Maschine mit meinem Waschmittel waschen, legen mir halbfertige Seminararbeiten mit einer grauenhaften Orthographie vor – »Schau da kurz mal rein, Tantchen, ja?« –, nennen mich Tantchen und leihen sich 20 Mark bis nächsten Donnerstag. Das war aber schon bei meiner letzten Erkältung im Mai. Wenn man bloß eine Erkältung hat, heitert es einen enorm auf, wenn man in der Apotheken-Umschau alles über Epilepsie und den künstlichen Darmausgang liest. Oder den Fortsetzungsroman »Ich weiß, wohin ich gehe« von Karl Zumbro, der im Ärztemilieu spielt. Der gutaussehende Oberarzt Dr. Paul Rotermund wird von der gutaussehen-

den, aber irgendwie zu flotten Barbara von Stein gebeten, eine Abtreibung bei ihr vorzunehmen, eine Forderung, »die ihn in ihrer schamlosen Direktheit erschreckte und empörte«. Da war mein früherer Frauenarzt anders: »Was eine Frau im Frühling träumt, das wird im Sommer ausgeräumt«, skandlierte er und verlangte und erhielt 1500 Mark, cash und steuerfrei. Arzt ist schon ein Traumberuf. Im Urlaub mit Freundinnen haben wir auch mal Romane geschrieben. Erst einigten wir uns über den Titel, z. B. »Hermann die See ruft«, und dann schrieben wir drauflos. Unser Ärzte-Roman hieß »Erbschleicher im weißen Kittel« und kann hier inhaltlich nicht wiedergegeben werden. Die Zensurbestimmungen sind heute ja großzügig, aber so großzügig nun

auch wieder nicht. Frauen können mitunter sehr gewöhnlich werden.

Ermüdend ist es, wenn die Besucher einem mitteilen, was man als kranker Mensch zu tun und zu lassen hat. »Echinacea!« rief eine Bekannte aus, »du nimmst doch nicht etwa Echinacea!« Ich erfuhr, daß Echinacea, bei Erkältungskrankheiten lange der Hit in meinen Kreisen, völlig aus der Mode sei. Man nimmt jetzt »metavirulente«, was ich aber nicht tue, weil ich es sofort mit »furchtbar ansteckend« zu übersetzen wußte. Ein Abitur kann manchmal lebensrettend sein. Mein Hausarzt hält sich in puncto Ratschläge zurück, seit er bei einer Freundin eine psychosomatische Geschwulst diagnostizierte, und was dabei herauskam, war ein Achtpfunder (Säugling). Er weiß, daß ich das weiß. Jetzt fragt er mich nur noch, wie meine Diagnose lautet und was er mir verschreiben soll. Irgendwas daran finde ich grundverkehrt. Oder auch nicht, wenn man bedenkt, wie oft ich Taxifahrern sagen muß, daß sie hier nicht reinfahren dürfen, das ist eine Einbahnstraße. Nun ja. Eine strikte Trennung der Berufe gehört

ins Mittelalter mit seinen Gilden und Gewerken. Allerdings sollte man die Demokratie auch nicht auf die Spitze treiben. Vor einigen Jahren gab es in Hamburg eine Ausstellung »Ärzte malen«. Sowas muß nicht sein. Ein Ausstellung »Maler operieren« gab es leider auch nicht. Die wäre bestimmt amüsanter gewesen. Und farbiger. Die Ärzte hatten es hauptsächlich mit den Aquarellen.

Mit Psychosomatik soll mir auch noch mal einer kommen. Jetzt fangen sogar die Zahnärzte damit an. Ein halbes Jahr lang wurde bei mir ein psychosomatischer Zahn mit Tröpfchen und Kügelchen behandelt. In langen Gesprächen (ich bin Privatpatientin) erfreute ich den Doktor mit scheußlichen Einzelheiten aus meiner Vergangenheit. Ladendiebstahl, Rauschgiftdelikte, Klavierspielen nach 22 Uhr und inzeit noch und noch. Da mußte er durch.

Beinahe glaubte ich es selbst, aber es war natürlich alles gelogen. Was geht den meine normale glückliche Familie an.

Ich möchte übrigens nicht wissen, wie hoch der Prozentsatz ähnlich gelagerter Geschichten ist, auf die Freud sich bei seinen Theorien gestützt hat. Ich sage nur: Ödipus! Penisneid!! Das hätte auch von mir sein können.

Als der Zahnarzt in Urlaub war, war ich gerade kurz davor, ihm zu berichten, wie ich '89 mit Hilfe der Stasi diesen Riesen-deal mit den gefälschten Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen angeleiert habe (leider wurde dann nicht draus). Da wäre ihm die ärztliche Schweigepflicht aber sauer aufgestoßen.

Sein Vertreter stellte dann fest, daß die Wurzel entzündet war. Jetzt ist Schluß mit lustig, jetzt wird nur noch gebohrt. Eigentlich schade. □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal beim Sommerchlussverkauf ein Schnäppchen gemacht habe

Am liebsten würde ich ja den Sommerchlussverkauf vergessen, weil ich mich ungern an Orte begeben, wo von Rechts wegen flächendeckend Zwangsjacken ausgestellt werden müßten. Meine Nichten wünschen sich aber zu Weihnachten immer weiße Bettwäsche, weil sie mit Mickymäusen auf dem Kopfkissen groß geworden sind. Die mögen sie jetzt nicht mehr. Also auf zu den Sonderangeboten. Kurz vor Karstadt sticht mir eine Boutique ins Auge. Seitdem die herrschende Mode vorschreibt, daß man wie Hölle aussieht, egal ob man sich bei Versace oder Woolworth einkleidet, habe ich eigentlich aufgehört, mir Klamotten zu kaufen. Eine Bekannte machte mich bereits mehrmals darauf aufmerksam, daß z.B. Schulterpolster sowas von out seien. Das ist mir völlig wurscht. Ich habe sie bezahlt, und ich trage sie, bis sie verrotten.

Trotzdem konnte ich nicht widerstehen, als ich im Schaufenster der Boutique so einen Designer-Leinenfummel in Rostrot mit Seidenunterrock für sage und schreibe 70 Mark entdeckte. Die Verkäuferin trug übrigens ein T-Shirt mit der Aufschrift »Monsieur Condomes«. Es war auch noch ein Bild drauf. Wenn ich mir sowas ansehen möchte, schaue ich normalerweise in einem medizinischen Handbuch nach. Meistens möchte ich aber nicht.

Das Kleid zog ich dann gleich an. Im Foyer von Karstadt nahm mich eine Kundin beiseite: »Ich will ja nicht aufdringlich sein, aber ihr Unterrock schaut vor.« Der mußte ich dann sagen, daß das die Absicht des Modeschöpfers gewesen sei. Da war sie beleidigt. Ich finde aber, daß man Leute, die es gut mit einem meinen, nicht belügen soll.

In der Bettenabteilung war es noch einigermaßen ruhig; nicht alle Leute sind so vorausschauend wie ich.

Neben der Rolltreppe war ein Ständer aufgestellt mit etwas, das so aussah, wie ich mir Suspensorien vorstelle – ich habe noch nie welche gesehen, meine Intuition sagt mir aber, daß es Schweinkram sein muß –; dieser Ständer war jedenfalls so dämlich plazierte, daß ich ihn beim Rausgehen umschmeißen mußte, was ein ziemliches Aufsehen erregte. Gleich kam eine Abteilungstorte angeschossen und hielt mir einen Vortrag, daß das jetzt wieder jemand aufräumen müsse. Ich hielt meine Plastiktüten fest und sagte: »Das mache ich auf gar keinen Fall. Ich komme aus einer zerrütteten Familie.« Sie sagte: »Ich auch«, was man auch sehen konnte. Da

biß ich die Zähne zusammen, und wir sammelten es gemeinsam auf.

An der Zentralkasse mußte ich dann ziemlich lange warten, weil die Kassiererin gerade telefonierte. Ich erfuhr alles über Edith und Heinz. Heinz hatte Edith gräßliche Sachen angetan, aber Edith würde es ihm heimzahlen. Es hörte sich nicht an wie ein geschäftliches Gespräch. Das machte mir aber nichts aus, im Gegenteil. Im Geiste notierte ich mir die interessantesten Ideen. Es kann nie schaden, wenn man außer Rumbrollen und Sachenkaputtmachen noch was anderes in petto hat. Meinen Scheck nahm sie nach Beendigung des Gesprächs mit Mißtrauen entgegen und verlangte

meinen Ausweis, um mich zweifelsfrei identifizieren zu können. Daß mich jemand eines Tages mit Hilfe des Fotos in meinem Ausweis identifizieren könnte, ist immer eine Schreckensvision für mich gewesen. Dieser Tag war jetzt gekommen.

Ziemlich deprimiert schaute ich auf dem Rückweg noch kurz ins Schnäppchen-Center rein und traf dort zu meiner Überraschung meine Kusine Julia an. Der Unterschied zwischen uns ist, daß sie ihre Schlussverkäufe am Jungfernstieg tätigt und dort Pullover kauft, die knallhart von 4000 auf 3950 Mark herabgesetzt sind. Eine diesbezügliche Anspielung meinerseits konterte sie mit »Weihnachten steht vor der Tür, mein Engel, und die Familie ist groß.« – »Wieso, hast du keine Bürsten mehr?« gab ich schlagfertig zurück. Als wir nach dem Hinscheiden ihrer Mutter deren Dachboden aufräumten, hatten wir nämlich ein Arsenal von Bürsten vorgefunden, von denen sie mir die Hälfte als Dank für meine Hilfe geschenkt hatte. Damit hätte ich den Jungfernstieg komplett pflastern können. »Zu Weihnachten schenkt man was Persönliches, mein Engel«, sagte sie. Ich warf einen Blick in ihren Korb. Was an angestaubten 4711-Geschenkpäckchen persönlich sein soll, möchte ich mal wissen.

Sie musterte mein Kleid: »Nicht übel, mein Engel, ist das nicht ein Modell von Dings... genau meine Größe... aber Rot solltest du nicht tragen... was hast du bezahlt?« Jetzt hieß es Farbe bekennen: »Schlappe fünfhundert, Sonderpreis.« Ich ließ mich dann breit schlagen, es ihr für 450 zu überlassen, weil ich es ja schon angehabt hatte. Dafür bezahlte Julia aber anschließend unseren Tee in der Cafeteria.

Ich hoffe, sie liest das hier nicht. □



MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie mich einmal meine Untermieterin auf dem laufenden hielt.

Die Untermieterin ist jetzt aus Hollywood zurückgekommen, wo sie gearbeitet hat, wie sie sagt. Vorher hat sie schon geschrieben, daß sie mir was Tolles mitbringt, nämlich einen Toaster und eine Kaffeemaschine. Das hatte mir gerade noch in meiner Sammlung überflüssiger Haushaltsgegenstände (Eierschneider, Trüffelhobel) gefehlt. Gott sei Dank waren es dann nur so kleine Dinger mit einem Magneten hinten dran, für den Kühlschrank.

Wenn die Untermieterin nicht wäre, würde ich im kulturellen Sektor sehr unzureichend auf dem laufenden sein. Sie erzählte gleich eine Menge über den Ami als solchen, was ich aber schon wußte und sie auch, weil sie nämlich vorher in Hamburg in einem Laden gearbeitet hat, wo alle Mitarbeiter Baseballmützen verkehrtrum auf dem Kopf tragen und die Geschäfte vom Auto aus erledigen. In Amerika sollte man das als Ausländer aber nicht machen, weil es leicht schiefgehen kann (Hugh Grant). Was es hier allerdings noch nicht gibt, ist, daß die Crack-Dealer von nebenan jeden Sonnabend ein drive-by-shooting machen. Hier bei uns bewerfen sie sich, wenn's hochkommt, mit alten Pizzaschachteln, was ich aber auch eine ziemliche Schweinerei finde.

Einmal hat die Untermieterin auf einer Party David Copperfield von schräg hinten gesehen, er hat aber nichts gemacht. Sonst macht der ja das ganze Jahr über das, was die Katholische Kirche nur zu Ostern und Pfingsten fertigbringt.

Dann hat sie noch viele scharfe Klamotten mitgebracht, z.B. Unterhosen, wo vorne ein Porträt von Bill Clinton drauf ist und hinten eins von seiner Frau. Für Männer gibt es die umgekehrt, sagt sie.

Und Meditationsstiefel. Die gehen bis zum Knie, und bevor sie den ersten bis obenhin zugeschnürt hat, ist sie schon eingeknickt. Weil die Untermieterin jung ist, geht jetzt den ganzen Tag das Telefon, und sie muß verschiedene Parties und Lokale besuchen. Manchmal nimmt sie mich mit. Beispielsweise zu der Batman-Party; dafür hatten sie den ganzen Hauptbahnhof ausgeräumt. Der Darsteller von Batman stand oben auf der Empore, und wir hofften, daß er gleich runterfliegt. Beinahe tat er es auch. Er war so hacke, daß der Regisseur im Stechschritt herbeikam und ihn am Ellenbogen festhalten mußte. Der Re-

gisseur sagte dann ein paarmal, das sei der Jetlag.

Tagsüber schlampen wir so herum und nennen uns gegenseitig Frieda und Anneliese – das haben wir aus dem Radio – und erzählen uns, was wir während des Krieges getan haben (24 Stunden Rasenkanten schneiden und über uns der Tommie), und denken uns männerfeindliche Witze aus. Bei der Untermieterin geht das ungefähr so: »Kommt ein Arschloch nach Hause und sagt... nee, warte mal... geht ein Arschloch zum Bäcker... Moment... ein Arschloch meldet sich beim Proktologen an...« Dann fällt ihr aber keine Pointe ein. Das macht nichts. Ich

finde immer, gut erzählt ist halb gewonnen.

Wenn die Untermieterin abends nicht ausgeht, gucken wir zusammen fern. In Amerika ist es jetzt modern, daß man vor einer Sendung wettet, wie oft ein bestimmtes Wort vorkommt, z.B. mother oder fucking oder beides. Gewonnen hat diejenige, die am dichtesten an der richtigen Zahl dran ist. Wir haben einen interessanten Film über Quastenflosser gesehen, da habe ich gewonnen. Das Wort »Quastenflosser« kam 62 Mal in 38 Minuten vor. Ich hatte 50 Mal gesagt und die Untermieterin 100 Mal. Wenn »Quastenflosser« nicht manchmal durch »Tiere«, »Kolosse«, »lebende Fossilien« und »dieser seltene Fisch« ersetzt worden wäre, hätte sie gewonnen. Leider haben wir aber vorher nicht ausgemacht, was die Gewinnerin kriegt.

Letzte Woche wurde die Untermieterin in den Pudel-Klub am Hafen eingeladen, wo eine Ausstellung semi-berühmter Maler stattfand. Da bin ich auch mitgegangen. Es war aber so schummrig, daß man die Bilder zum Glück nicht sehen konnte. Es ist total cool dort, weil die Angestellten zu Höherem im Leben geboren sind, nämlich Tanztheater machen oder Low-Budget-Filme in schmutzigen Garagen drehen. Ich hatte mir eine Flasche Bier bestellt und ein Glas dazu, was ein Fehler war, weil es vom Barkeeper als Zumutung oder vielleicht auch als Körperverletzung empfunden wurde und das Glas außerdem ungefähr 1 Million Fingerabdrücke aufwies. Es sind dort aber z.T. hochanständige Menschen zu Gast. Die Untermieterin hat sich mit einem jungen Mann aus Husum unterhalten, der »dieses süße Lächeln muß doch einen Namen haben« zu ihr gesagt hat. So etwas erlebt man in Amerika nicht. □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal beinahe
Katzenmörderin
geworden wäre

Zum ersten Mal in der neuen Hauptstadt! Ich wohne in der Schlüterstraße bei einer Bekannten, die gerade verweist ist und mir ihre Wohnung im 5. Stock zur Verfügung gestellt hat. Inclusive einer geistig behinderten Katze und eines amerikanischen Untermieters, der sie auch nicht alle hat, wie sie mir am Telefon sagte. Bei meiner Ankunft finde ich einen Stapel von Zetteln mit wichtigen Mitteilungen vor, die ich aber nicht lese, bis auf die ersten beiden.

Auf denen steht, daß ich die Explosionsgeräusche in der Küche nicht beachten solle, das sei bloß der Kühlschrank, der mal abgetaut werden müsse – und falls ich bügeln wolle – wie sie darauf kam, weiß ich auch nicht –, brauchte ich mich über den dabei entstehenden Lärm, nämlich Gurgeln und Spucken, nicht wundern; das Dampfbügeleisen habe einen kleinen Defekt.

Als ich gegen Morgen heimkehre, reiße ich erst mal das Fenster auf und falle dann ins Bett. »Plopp« sagt es. Ich bin gerade am Grubeln, welches Haushaltsgerät jetzt wohl den Geist aufgegeben hat, als vom Fenster her ein scheußliches Gejaule anhört, welches mir nicht von einem Apparat auszugehen scheint. Ein Blick aus dem Fenster sagt mir alles. Die debile Katze sitzt in der Regenrinne und schafft die Dachschräge zum Fenster nicht mehr zurück. Mein erster Gedanke: »Scheiße, wenn die runterfällt, wirst du hier nie wieder eingeladen.« Mein zweiter Gedanke: »Die arme Katze.« Ich will jedenfalls stark hoffen, daß ich das dachte.

Was tun? Das Wichtigste ist immer: Ruhe bewahren. Ich schieße zu meinem Bett, reiße das Bettlaken herunter, zwirbel irgendwie einen Knoten an das eine Ende und rase zum Fenster zurück. Mit einem Aufheulen quittiert die

Katze das Auftauchen des Lakens und kriecht in der falschen Richtung die Regenrinne entlang. Anscheinend hat sie nicht die gleichen Filme gesehen wie ich. Ganz ruhig bleiben.

Ich schließe die Schlafzimmertür hinter mir, weil die Katze immer noch auf dem Dach herumbrüllt, was ich so früh nicht gut abkann, gehe in die Küche, stelle die Kaffeemaschine an und rauche erst mal eine. Kaum daß der Kaffee durchgelaufen ist, fängt die Kaffeemaschine an zu scheppern. Das bringt den Untermieter auf den Plan, den ich jetzt zum ersten Mal sehe. Er ist in ein weißes Badelaken gehüllt, und ich sage zu ihm: »You look like Nero«, worauf er sagt, er sei Nero und ob ich mal Feuer hätte und was hier eigentlich los sei. Dar-

aufhin führe ich ihn in das Unglückszimmer. Dabei fällt mein Blick auf ein weiteres Fenster, das sich aber tiefer an der Wand und näher an der Regenrinne befindet. Und siehe da: Die Katze sitzt schon dahinter, hat mit dem Krakeelen aufgehört und guckt unwahrscheinlich dumm aus der Wäsche.

Leider stellt sich dieses Fenster als ein Spezialfenster heraus, das nur mit einem Vierkantschlüssel zu öffnen ist. »Vierkantschlüssel« gehört nicht zu meinem englischen Wortschatz, und selbst für »Werkzeugkasten« ist es noch zu früh am Tage. Also frage ich den Untermieter mit dem einzigen Wort, das mir in diesem Zusammenhang einfällt, wo unsere Wohnungsinhaberin wohl ihren »hammer« ha-

be. Wo ein Hammer ist, da ist ein Vierkantschlüssel oft nicht weit. Er zieht die Toga etwas enger und schüttelt den Kopf. Ich reiße alle Schubladen auf und werde bei der vorletzten fündig. Es ist kein Vierkant dabei, dafür aber neben dem üblichen Kram ein Duspol und zwei Kreuzschlitzschraubenzieher.

Doch ehe ich dem Ami zeigen kann, was eine deutsche Frau und ein Werkzeugkasten alles auf die Beine stellen können, klingelt es an der Wohnungstür. Der Nachbar. Ich starre auf einen kochfesten, gestreiften Schlafanzug, und er starrt auf ein ziemlich kurzes Nachthemd, auf dem Minnie-Maus in Überlebensgröße abgebildet ist. Wir sagen gleichzeitig »Auf Ihrem Dach ist eine Katze« und »Haben Sie einen Vierkant?« Danach sagen wir gleichzeitig »Vielen herzlichen Dank, das ist mir auch schon aufgefallen« und »Ja«. Das weitere ist dann ein Kinderspiel.

Der Vierkant paßt nicht, also lasse ich mir vom Nachbarn nacheinander verschiedene Schraubenzieher zureichen und schraube das Fenster auf. Der Untermieter steht die ganze Zeit wie angenagelt daneben. Die bescheuerte Katze springt ins Zimmer, läuft wie der Blitz zum anderen Fenster, springt aufs Fensterbrett und guckt sehnsüchtig nach draußen. Ich bin kurz davor, ihr das Fenster wieder aufzumachen.

Später, nachdem ich noch den Staubsauger repariert habe, sehe ich die Zettel durch, die ich am Vortag nicht gelesen hatte. Meine Bekannte schreibt, daß, wenn man ein Fenster öffnet, die Katze gleich rausläuft. Das mache aber nichts, weil sie sich sowieso ein besser aussehendes Tier mit mehr Grüzle im Kopf anschaffen möchte. Und der Untermieter heiße übrigens Nero und sei Ingenieur. □



Mein erster unmittelbarer Kontakt mit der Polizei fand vor Urzeiten statt, als es noch einen Schah und Anti-Schah-Demos gab. In eine solche geriet ich einmal mit meiner Schwägerin hinein; eigentlich wollten wir für ein bevorstehendes freudiges Ereignis in der Familie einkaufen gehen. Die Schwägerin tobte dann so furchtbar auf der Mönckebergstraße herum, daß ich mich sehr schämen mußte und einige Meter hinter ihr blieb. Natürlich war ich es dann, die festgenommen wurde. Eine Herausforderung für die Schwägerin, die gleich herbeigeschossen kam. An meinem linken Arm hingen zwei Polizisten im Kampfanzug, an meinem rechten Arm hing sie. Daraufhin wurde sie auch noch verhaftet. Die Anklage lautete auf Widerstand gegen die Staatsgewalt und versuchte Gefangenenerbefreiung. Bekannte von uns steckten es aber der *Hamburger Morgenpost*, und da wurde das Verfahren eingestellt. Die Schwägerin ist nämlich nur 1,54 m hoch und befand sich zu dem geschilderten Zeitpunkt drei Wochen vor ihrer Niederkunft. Spaß muß sein.

Einige Jahre später packte ich gemeinsam mit einigen weiteren Damen in einer spontanen Aktion diverse Kisten im Hamburger Freihafen aus, in denen wir Waffen für Südafrika vermuteten. Ein Lagerhallenfuzzi sprang ganz aufgeregt um uns herum und wollte wissen, wo denn unser Führer sei. Ich antwortete: »Der Führer ist nach Diktat verreist.« Da rief er die Polizei an. Die kam 30 Sekunden später, weil wir sie selbst schon bestellt hatten. Die Polizisten grinsten wie nichts Gutes, aber nicht lange, denn sie mußten die Gewehre wieder einpacken, weil wir sagten, daß das ja wohl Männerarbeit sei.

Eine weitere Variante aus der Serie »Wie foppe ich

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal einem Überbiß sein Protokoll entriß

die Polizei« lieferte ein Bekannter aus dem Hessian, den ich kürzlich besuchte. Er ist Geschäftsmann, und als wir beim Frühstück saßen, liefen zwei Herren ein, die ihre Kripoausweise zückten und sich vorstellten mit: »Ich bin de Kaliheinz und des is de Günnä. Mer könne auch du sage.« Mein Bekannter händigte ihnen ohne Umschweife eine für solche Fälle bereitgehaltene Tafel Schokolade aus, deren Verfallsdatum schon eine Weile zurücklag. Das heißt, es war so gut wie kein THC mehr drin. Damit zogen sie dann ab und ersparten sich und uns eine lästige Hausdurchsuchung.

Eine Hausdurchsuchung der anderen Art konnte ich besichtigen, als ich letzte Ostern die Pflanzen meiner Nachbarin gießen wollte,

die verreist war. Ein Fenster ihrer Wohnung war ausgehebelt worden.

Ungefähr fünf Stunden später trafen auch richtig zwei Polizisten von der Wache nebenan ein. Der eine war von der väterlichen Sorte, der andere hatte einen Überbiß und lernte gerade das Protokollschreiben. Als er damit fertig war, hielt er mir sein Werk zur Unterschrift hin. Ich holte meinen Rotstift raus und blätterte zurück, um alles durchzukorrigieren, da riß er mir das Protokoll weg – ich könne seine Schrift sowieso nicht lesen. Die konnte ich sehr wohl lesen, z. B. »Straße« mit hs in der Mitte. Ich sagte den beiden dann noch, daß ich Rechtschreibung eigentlich nicht so wichtig fände. Viel wichtiger fände ich es, wenn sie nachts um vier

mal auflaufen würden, wenn die Leute im Sozialbunker nebenan ihre Anlagen testen und die Untermieterin und ich tränenden Auges in der Küche sitzen, um auszurechnen, ob eine Kalaschnikow noch im Haushaltsetat drin ist oder nicht. Die Bullen trauen sich nämlich in den Bunker nur dann rein, wenn sie mindestens zu sechst sind; sonst gibt es auf die Mütze. Übrigens bekam meine Nachbarin von der Versicherung allerhand zurück-erstattet, auch Sachen, die ich in ihrer Bude im Leben noch nicht gesehen habe. Aber das ist nicht mein Problem.

Was auch nicht mein Problem ist: die ökonomischen Beziehungen zwischen Prostituierten und Freiern. Obwohl ich weder zu der einen noch zu der anderen Gruppe gehöre und auch nicht so aussehe, bekam ich von einem Uniformierten ein Flugblatt in die Hand gedrückt, als ich Ende August einen Hafenspaziergang machen wollte und zu diesem Zweck die Reeperbahn überquerte. Dem Flugblatt konnte man entnehmen, daß sich seit zwei Monaten in der Davidwache Anzeigen von Herren stapelten, die nach einem Besuch auf dem Kiez den Schwestern ihre Kreditkarten samt Geheimnummer ausgehändigt hatten, damit diese den vereinbarten Betrag selbst abheben konnten. Nun sei es aber zu unstatthaft hohen und auch höchsten Abhebungen gekommen. »Während er vor Sehnsucht schmachtet«, warnten die Ordnungskräfte in der Titelzeile, »sie nach seiner Kohle trachtet«.

Sehnsucht. Da wäre ich von allein nicht drauf gekommen. Ich finde aber, wenn schon gedichtet werden muß, dann kann man mit »Hoppe hoppe Reiter, wenn er fällt, dann schreit er« die Sachlage genauso gut auf den Punkt bringen. □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal
mit Hitler und Röhm
nach Mallorca geflogen bin

Es fing schon damit an, daß die Nichten im Flugzeug nach La Palma angewidert auf das Essen starrten und dabei Brechgeräusche simulierten. Sie hatten ja recht, aber aus erzieherischen Gründen aß ich alles auf und sagte, daß sie mich daran erinnern sollen, daß ich nachher den Piloten nach dem Rezept frage.

Am Strand wurde es dann ganz furchtbar. Beide trugen Badeanzüge, die für eine Neuinszenierung der Versuchung des Hl. Antonius mehr als ausgereicht hätten. Deshalb hatte ich mich darauf eingerichtet, unter meinem Sonnenschirm als Fliegenklatsche aufzutreten, welche die Caballeros wegscheucht, aber das konnten sie viel besser als ich. Die Szenen, die sich da abspielten, gaben mir einen erschreckenden Einblick in die eiskalte Psyche moderner junger Frauen.

Einmal z. B. näherte sich ihnen ein Einheimischer und bat höflich um Feuer oder um einen Kugelschreiber; jedenfalls um etwas, was er überhaupt nicht brauchte, denn er hatte weder eine Zigarette noch Briefpapier dabei. Das sah man ganz genau, weil er nichts anhatte. Leider sprechen die Nichten beide so schnell Spanisch, daß ich noch nicht mal die Wörter erkenne, die ich kenne, aber ich ließ es mir hinterher übersetzen. Die eine hatte gesagt: »Hängen Sie mal ein Handtuch darüber, das sieht ja schlimm aus.« Die andere: »Ach was! Ich hab schon Schlimmeres gesehen.« Danach zankten sie sich weiter auf deutsch, welche von ihnen das Allerschlimmste gesehen hat.

Am Strand trafen wir auch zwei junge Männer aus Kiel wieder, die neben uns im Flugzeug gesessen und die ich für Klempner oder Elektriker gehalten hatte, was auch stimmte. Die stahlen meinen beiden

Nichten so ziemlich die Show.

Wir kriegten mit, wie sie zwei Frauen namens Sandra und Ramona erzählten, daß sie Gynäkologe beziehungsweise Hubschrauberpilot seien. Als ein Rettungshubschrauber vorbeidonnerte, sagte der eine: »Ach, eine CS 304 Y, die bin ich auch oft geflogen.« Das konnten die Nichten nicht aushalten und nannten die beiden gleich »Hitler und Röhm«, bloß weil der eine ein bißchen dick war, und der andere einen eigenartigen Schnurrbart trug. Immerhin freut es mich, daß sie heute im Geschichtsunterricht schon bis zum Dritten Reich kommen.

Zu meiner Zeit war mit dem Ersten Weltkrieg Schluß, weil meine Lehrer den zweiten selbst mit an-

geschoben hatten. Jedenfalls nahm ich die Nichten dann ins Gebet und erinnerte sie daran, wie sie sich noch vor zwei Jahren auf Mallorca als Verlobte von Mitgliedern der Hannoveraner Band »Platzende Pelikanpatronen« ausgegeben und Autogramme verteilt hatten. Das war diese Band, wo die Mädels alle in weißen T-Shirts erschienen, weil nach jedem Lied mit Tinte gespritzt wurde. Natürlich gab es die Band gar nicht; es hätte sie aber leicht geben können, wenn man bedenkt, daß es Gruppen gibt, die z. B. »Armageddon Dildos« heißen.

Die beiden blieben meinen Vorhaltungen gegenüber verstockt und guckten mich an, als wollten sie sagen, daß sie niemals in mein Alter kommen

möchten. Werden sie aber.

Nachdem sie die vorbeiziehende Männerwelt durchgecheckt und insgesamt für unangesagt erklärt hatten – dabei spielten die Art der Muskeln (Surfer-, Bodybuilding- und Handballermuskeln – alles widerlich) und die Farbe sowie der Schnitt von Badehosen eine Rolle –, wandten sie sich wieder ihrer Tante zu und erklärten, mir jetzt einen Kursschatten besorgen zu wollen. »In deinem Alter heißt das doch Kurschatten, Tantchen!« Mir ist es ganz egal, wovon einer seine Muskeln hat, mei- netwegen vom Bücherlesen, und die Farbe der Badehose ist mir auch wurscht. Hauptsache, er hat eine an.

Das Problem ist nur, daß ich zu Hause schon einen Verehrer habe. Mit der Einschränkung, daß er – wie Männer eben so sind – noch nichts davon weiß. Diese Information behielt ich natürlich für mich, weil die Nichten ja sofort alles in der Verwandtschaft herumposaunen und meine Mutter in solchen Fällen immer androht, mir das 36-teilige Rosenthal-Service und eine Warmhalteplatte zu schicken.

Als mir die beiden nach einer Reihe von Gigolos einen weiteren vorstellen wollten, der mir bei meinem letzten Aufenthalt auf der Insel schon gezeigt worden war und der den Beinamen »Stecher von La Palma« trägt, hatte ich die Nase voll. Ich teilte den Nichten mit, daß ich schon seit längerem entschlossen sei, mich demnächst dem weiblichen Geschlecht zuzuwenden.

Da die menschliche Bereitschaft, eine Erklärung einfach so und sofort zu akzeptieren, direkt proportional zur tatsächlichen Unwahrscheinlichkeit zunimmt, hatte ich endlich meine Ruhe. □



MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal
eine Tupperparty
besucht habe

Die Untermieterin ist auf dem Dampfer, daß alles, was früher doof war, heute total hip ist. Sie hat schon von mir verlangt, daß ich mir Fernseh-Serien anschauen und mindestens ein Buch von Günter Grass zu Ende lesen soll.

Jetzt wedelt sie mit einer Karte vor meiner Nase herum. »Was soll den das sein – ein Beitrittsformular für die Zeugen Jehovas?« »Tupperparty, Tupperparty«, jubelt sie. Gott bewahre. Da hat ja selbst meine Mutter mich noch nie hingekriegt. Sie hat mir aber ein paar Dosen geschenkt, und ich muß schon sagen, die sind wirklich praktisch zum Aufbewahren von Knöpfen, Rabattmarken und einzelnen Ohrringen. Warum man so was in den Kühlschränken stellen soll, weiß ich allerdings nicht.

Die Party findet im Reichenhaus von Frau Höpfners Schwiegertochter statt. Anwesend sind etwa sieben tupperversierte Damen, die sich anlässlich des Ereignisses reichlich aufgebrezelt haben.

Begeistert mustert die Untermieterin die Einrichtung. Raffgarden, eine romantische Schleifack-Schrankwand und ein Sofa in kreischilla, das den Namen »Erlebnissecke« trägt. »Unterirdisch!« brüllt sie in mein Ohr.

Auftritt der Tupper-Beraterin, die sich mit Frau Przypiontycz oder so ähnlich vorstellt, was Frau Höpfner senior dazu veranlaßt vorzuschlagen, daß wir uns doch alle mit Vornamen anreden sollten. Frau P. bzw. Sabine weist auf den Eßtisch, der, mit einer Spitzendecke verziert, unter den Produkten der Firma Tupperware fast zusammenbricht: »Frische, kristallklar eingetuppert!« sagt sie, »man wird wissen wollen, woher Sie diese eleganten Vorratsbehälter haben!« Ungeteilte Aufmerksamkeit herrscht, als

sie nun die Neuheiten vorstellt: Preludio Eiskönig, Mittlere Clarissa, Große Hitparade, Sonnentrio. Und die Knusperrunde. Und ganz aktuell vor Weihnachten: Die zwei Frischetürme für Lebkuchen. Die Untermieterin wirft hungrige Blicke auf den Couchtisch, auf dem für nachher Mini-Dickmanns, Choco Crossies und Chips bereitliegen. Die werden aber von der Gastgeberin bewacht.

Sabine, die hochmotivierte Tupper-Beraterin, hält das in durchsichtige Folie eingepackte »Servierkarussell« hoch: »Geschenke wählen, die Geschichten erzählen!« Wenn Geschenke so aussähen und wenn sie von Tupperware kämen, dann erzählten sie Geschichten von Liebe und Zuneigung und davon, daß

man heute noch Zeit füreinander habe.

Mittlerweile hat die Konzentration etwas nachgelassen. Neben mir unterhalten sich die Schwiegertochter und ihre Freundin über Günter. Er hat nämlich den Platz in der Tiefgarage gekündigt, weil da immer Kalk von der Decke auf den Lack fiel. »Du kennst ja Günter!« Die Freundin kennt Günter. Ich kenne Günter Gott sei Dank nicht. Die anderen Damen bleiben beim Thema Kinder-Frühstücksboxen, das Sabine gerade angeschnitten hat: »Mein Bruder ist 18, der nimmt den Snacky (14,50) immer noch zur Arbeit mit!«. Doch nun präsentiert Sabine das Plätzchenquintett. Formen zum Ausstechen, die man ineinander stecken kann, weil das

Platz spart. Ich mag gar nicht daran denken, wie sich meine Plätzchenformen alle nebeneinander in der Schublade herumwälzen. Was könnte ich da noch alles unterbringen! Beispielsweise den kleinen Eierfreund (3 Stück 15,80) oder die Naschkätzchen-Dose (31,80). Ich könnte es natürlich auch bleiben lassen.

Jetzt werden die Bestellzettel verteilt. Die Untermieterin erzählt ungefragt herum, daß ich angebotene Lebensmittel in Marmeladengläsern und Granini-Flaschen aufbewahren. Ein kurzfristiges Schweigen tritt ein. Höflich wird jeder Augenkontakt mit mir vermieden. Im Gegenzug könnte ich ja sagen, daß die Untermieterin das Kinderbrei-Pulver, worauf sie so steht, direkt aus der Packung frißt. Ich sage aber nichts; zu Hause wird mir schon was einfallen. Jedenfalls fühle ich mich moralisch verpflichtet, einige Tiefkühl Dosen zu bestellen, obwohl mein Tiefkühlfach schon seit mehreren Monaten krankgeschrieben ist. Die Bestellungen werden zusammengerechnet, 510 Mark! Sabine kriegt 20 Prozent, die Firma wahrscheinlich 2000 Prozent, die Gastgeberin 51 Sterne. Während die Schwiegertochter in einem Extraheft blättert – Gewürzwerge (23 Sterne), Großer Rühr-Star (53 Sterne) – fällt die Untermieterin über die Dickmanns her.

Mit der Verheißung, im Januar wieder eingeladen zu werden – die ersten drei Wochen im Januar sind die Welt-Tupper-Wochen! – werden wir entlassen.

Zu Hause dann die Nachbereitung. Die Untermieterin: »Als nächstes machen wir eine Avon-Beratung mit!« »Sonst noch was?« »Yes! – Danach Cafe Keese. Mit Tischtelefon und Damenwahl. Der Hammer!«

Ich finde, die Untermieterin hat jetzt lange genug bei mir gewohnt. □



MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal einem Dichter
eine Jienshose gekauft habe

Im Januar nahm ich an einer Comic-Tagung in Marburg teil.

Die Bahnfahrt trat ich mit einem Hamburger Zeichner an. Wir unterhielten uns sehr angeregt über das Thema Nr. 1 unter Kunstschaffenden, nämlich über Steuern. Als wir damit durch waren, holte er ein Ostzonenautoquartett aus seiner Zeichenmappe. Wenn man die Regeln ein bißchen ändert, kann man das sehr schön mit zwei Personen spielen. In Marburg wurden wir am Bahnhof von netten Studierenden abgeholt, die in schwierigen Dialekten zu uns sprachen. Doch da wir wußten, worum es ging, stiegen wir in bereitgehaltene Automobile ein, und in rasender Fahrt ging es zur Unterkunft, wo wir auf den Kopfkissen rosa Baumkuchenschweine vorfanden. Nachdem wir uns »frisch« gemacht hatten, »pilgerten« wir in eine Ausstellung im Rathaus, wo Comics hingegen, die erklärt wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde eine scheußliche Polaroid-Aufnahme von mir gemacht. Da ging ich nach draußen eine rauchen, wo ich auf einen älteren Herrn traf, der für gewöhnlich Führungen durch Marburg veranstaltet, mir aber kostenlos einige Häuser am Marktplatz erklärte. Da ging ich wieder hinein.

Anschließend äußerte ein junger Mann aus Göttingen, der Dichter von Beruf ist, den Wunsch, eine Hose zu kaufen bzw. eine »andere« Hose zu kaufen, weil er, wie ich denke, vielleicht nur eine besaß. Übrigens bin ich in einem Alter, wo »junger Mann« durchaus bis 39 gehen kann. Ich erklärte mich bereit, ihn bei diesem Vorhaben zu unterstützen.

Seine Vorstellung, wie solch ein Hosenkauf zu bewältigen sei, bestand darin, daß er auf ein Modell im Schaufenster zeigen und ich dann im Geschäft die Transaktion abwickeln

würde, während er draußen wartete. Diese Nummer kannte ich schon, weil ich mal verheiratet war, und schob ihn trotz seines Protestes in den Laden hinein. Dort forderte ich die Verkäuferin auf, eine Kollektion »Jienshosen« vorzulegen. Diesen Ausdruck, der dem Hamburger durchaus geläufig ist, ebenso wie »Haarfrisur« übriggens, benutzte ich, um die Situation zu entspannen und etwas Heiter-Spielerisches hineinzubringen. Dem Dichter stand nämlich schon der Schweiß auf der Stirn. Bevor er mit zwei Hosen die Kabine betrat, flehte er mich noch an, auf keinen Fall die Tür aufzureißen und »Bist du schon fertig?« zu sagen. Die erste Hose saß etwas knapp, warf aber Falten am Gesäß. Dem Dichter klebten bereits die Haare am Kopf.

Um die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm abzulenken, denn weiteres weibliches Personal war herbeigeströmt, fragte ich die Verkäuferin, ob sie jetzt auch schon diese Herrenunterhosen hätten, in die Polster eingnäht sind, ähnlich wie beim Wonderbra, um einen sogenannten Knackarsch vorzutauschen. Der Dichter floh in die Kabine, zog sich in Rekordzeit um und kaufte dann unbesehen die zweite Hose. In den nächsten Tagen konnte man ihn mit der Plastiktüte in der Hand Marburg erwandern sehen.

Am ersten Abend kehrte man in eine »Wunderbar« ein. Ich war schon sehr erschöpft von den Unternehmungen des Tages und blieb überhaupt nur deshalb so lange, weil ich für die Rückkehr zum Gästehaus eine männliche Begleitung haben wollte, um ungefährdet durch den Botanischen Garten zu gelangen. In meinem Leicht-

sinn erwähnte ich diesen Wunsch, woraufhin verschiedene Herren mir Vorträge über statistische Unwahrscheinlichkeiten hielten. Das war mir ganz egal. Wenn hinter knorrigen Bäumen stiernackige Verbrecher mit frischgeschärften Handäxten lauern, um mir ein Schicksal schlimmer als der Tod zu bereiten, kann ich nicht mehr an Statistiken denken.

Später sagte mir eine Studentin, daß die Treppe, die man zum Botanischen Garten hinuntergehen muß, im Volksmund »Vergewaltigungstreppe« heiße. Meistens seien da aber nur Männer, die ihren Marital aufmachten. Nachts um vier kann ich mir aber was Schöneres vorstellen als Männer mit aufgemachten Mänteln. Oft bleibt es ja auch nicht bei den Mänteln. Soviel zu Statistiken.

Im Grunde waren alle diese Künstler bloß zu faul, ihren Hintern aus der »Wunderbar« hinwegzuheben. Über die zwischenmenschlichen Kontakte, die sich allgemein ergeben haben, möchte ich nichts sagen, das hat ja sowieso jeder mitgekriegt. »Es ist doch immer dasselbe«, schrieb mir ein Bekannter, der krankheitshalber an diesem Familientreffen nicht teilnehmen konnte, »ob Kongreß, Konzil oder Schullandheim: irgendwie ist's doch fein eingerichtet, daß, wenn auch bisweilen auf eher fast quasihumanoiden Ebenen, der Mensch doch machtvoll zum Gegenüber strebt, wie tatsächlich beliebig sich jenes auch gerade einfindet oder darstellt...« Oder, wie mein früherer Küchenchef immer sagte: »Nach einer alkoholdurchzechten Nacht macht sich der Geschlechtstrieb in geradezu lächerlicher Weise bemerkbar.«

Später erfuhr ich, daß der Dichter die Tüte mit der Hose hinter dem Tresen in einem Lokal liegen gelassen hat. Typisch! □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal schlechtes Brausepulver eingenommen habe

Neulich war ich zu einer Schürzen-Ver-nissage eingeladen. Ich bin ja allem Neuen und Modernen gegenüber recht aufgeschlossen, aber – ich sage es schon einmal vorweg – dies ging mir dann doch zu weit.

Als ich ankam, war der Laden schon voll mit jungen Leuten, so daß ich zuerst gar nichts sehen konnte. Ich ging denen auch höchstens bis dahin, wo ungefähr deren Bauchspeicheldrüse sitzt. Eintritt mußte man keinen bezahlen, dafür kriegte man aber ein Tütchen mit was drin, das man essen sollte. Ich sage gleich, daß es sich nicht um Rauschgift handelte, sondern um Brausepulver. So was finden auch nur Leute toll, die das in ihrer Jugend nicht essen mußten, bzw. damals, gleich nach dem Korea-Krieg, schmeckte es sogar noch gut, genauso wie die Nappos, die wirklich klasse waren, gar kein Vergleich zu heute.

Irgendwie wurstelte ich mich zur Mitte durch und konnte dann auch eine Schürze erkennen, die an die eine Wand genagelt war. Zwei Wände waren leer, und an der vierten hingen ziemlich dunkle Polaroid-Fotos, auf denen sich Leute mit ebendieser Schürze befanden, die in verschiedenen, zum Teil gewagten Posen vor einem Schrank standen. Darunter waren Zettel befestigt, denen man entnehmen konnte, daß der Schrank etwa 38 000 Mark wert sei.

Ich dachte gerade darüber nach, daß dieser Abend mir wohl nicht viel geben würde, da hörte ich eine Stimme aus der Mitte des Gedränges. Es war die Stimme von einem Bekannten der Untermieterin, der nur »das Tier« genannt wird. Da schlug ich mich so schnell es ging zum hinteren Teil des Raumes durch. Dort befand sich der einzige vorhandene Stuhl, auf dem ein grinsender Dichter mit einer stachelhaarigen Flens-

burgerin auf dem Schoß saß. Daneben stand der ausstellende Künstler, der die Honneurs machte, also zu allen Leuten irgendwie »Hallo« sagte und das Brausepulver verteilte.

Ich sagte dann zu ihm, daß ich alles sehr interessant fände, aber noch zu aufgewühlt sei, um schon darüber sprechen zu können. Die Flensburgerin sagte »Ssünde« und daß sie und der Dichter auch tierischen Hunger hätten, ob ich mitkommen wolle, sie hätten ein Auto dabei. Ich schlug eine Kneipe in der Nähe vor, aber sie sagte, sie sei eine Liebhaberin der Nouvelle cuisine und könne sich außerdem in jenem Lokal nicht blicken lassen, weil da ihr Mann mit Geschäftsfreunden zeche und sie womöglich erkennen würde. Ich sagte, daß ich auch mal jung gewesen sei, und dann fuhren wir zu

dritt in einen anderen Stadtteil, nachdem wir jeder noch zwei Bier getrunken hatten.

Während der Dichter zusammen mit der Liebhaberin das Auto parkte, ging ich in das Lokal, um zu gucken, ob noch Plätze frei waren. Von einem Ober, der eine Hand in Gips hatte, wurde ich begrüßt, als hätte er mich jahrelang durch Vermiethenanzeigen suchen lassen. Wir mußten aber trotzdem noch eine Weile am Tresen warten, wo wir jeder zwei Prosecco zu uns nahmen. Da zeigte uns die Barfrau den Platz, auf dem neulich Ulrich Tukur gesessen hat. Weil ich meine Fernbrille nicht dabei hatte, konnte ich aber nichts erkennen.

Als wir einen Tisch zugewiesen bekommen hatten, bestellte ich Rotwein und Carpaccio, was in Wirklichkeit nur einige rohe Rind-

fleisch-Scheiben waren, die man bequem zu einer Kugel von ungefähr einem Zentimeter Durchmesser hätte zusammenrollen können und die 19 Mark kosteten. »Ssünde«, sagte die Flensburgerin. Der Dichter hingegen sagte, wir seien seine »Gastinnen« bis zu der Höhe von 150 Mark, mehr Geld habe er nicht dabei. Ich wunderte mich, daß Dichter heutzutage überhaupt über solche Summen verfügen, sagte ihm aber, daß meines Wissens nebenan eine Bank mit einem Nachtschalter sei. Während der Mahlzeit bzw. während des Imbisses unterhielt ich die beiden Turteltauben mit Erlebnissen aus meiner Studentinnenzeit, die ich in diesem Stadtteil verbracht habe.

Jene Zeit verbrachte ich meist in einem Lokal ohne Namen, das wir aber aus unbekannten Gründen »Bei Schorsch« nannten. Die Gespräche damals drehten sich hauptsächlich darum, daß eine Klassenanalyse dringend notwendig sei. Zum Abschluß tranken wir noch jeder einen Cappuccino und zwei Grappa, und dann ging es zurück zur Ausstellung.

Dort waren nur noch der ausstellende Künstler und ein Maler vorhanden, der »Fanny, alter Lockenkopf« zu mir sagte, wobei er sich meiner Meinung nach das Adjektiv hätte sparen können, der ist nämlich auch noch mit echten Nappos aufgewachsen. Die Schürze war inzwischen gestohlen worden. Wir tranken alle noch ein Bier und ein bißchen Rum, und der Aussteller forderte uns auf, jetzt das Brausepulver aus solidarischen Gründen einzunehmen. Dann wurde ich nach Hause gefahren. Als ich meine Wohnung betrat, schienen mir die Wände ein wenig zu schwanken. Ssünde. Am nächsten Tag war mir sehr schlecht. Nie wieder Brausepulver! □



Zeichnung: Wolfgang Hermdorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal in der Nähe eines
Zimmernummerflüsterers stand.

Rita, meine frühere Arbeitskollegin, hatte aus obskuren Quellen, die sie mir nicht nennen wollte, zwei Karten »für umsonst« für die »Chippendales« besorgt. Ich sagte ihr, daß ich mir aus Möbelausstellungen nichts mehr mache, seit ich neulich bei einer war, in einem Spannungssessel festgeklemt lag, und mein Begleiter händeringend vor mir stand und rief: »Bitte, bitte, jetzt nicht sterben!«

Es sei aber gar keine Ausstellung, sagte Rita, sondern eine Überraschung. Und ich solle mich auf keinen Fall aufbrezeln, obwohl es eine »Ladies Night« sei.

Das war dann auch gar nicht nötig, weil das die anderen 2000 Ladies schon gemacht hatten, die den Saal 2 im Hamburger Congress-Centrum füllten. Allein über die Schuhe konnte ich schon Seiten und Seiten schreiben. Ich selbst trug nämlich solche, von denen die Nichten immer sagen, daß sie es mutig fänden, wie ich mich damit noch in die Öffentlichkeit traue.

Die Plätze waren nicht nummeriert. Zuerst saßen wir hinter einem Club von acht Damen, setzten uns dann aber wieder um, weil die schon eine halbe Stunde vor Beginn mit präsexuellen Kreischübungen angingen. Jetzt saß vor uns eine Truppe von überirdisch schönen Geschöpfen, die aber alle sehr tiefe Stimmen hatten. Insgesamt war viel Leder und Satin und wuscheliges Blondhaar vertreten. Und Figuren! So was hat es früher nicht gegeben. Ich fragte Rita, was die ihrer Meinung nach sonst wohl so machten. Sie sagte: »Disco, Fitness-Studio, Büro«.

Dann fing es an. Sie werden schon erraten haben, daß jetzt schwer bodygebaute amerikanische Männer auftraten, die sangen und tanzten und sich dabei auszogen. Der Ge-

sang war Playback, eine Choreographie nicht auszumachen, und beim Ausziehen blieb zum Schluß immer noch eine kleine Unterhose übrig. In der Pause, als Rita auf dem Klo war, unterhielt ich mich mit zwei Ladies aus Schwerin, die meinten, das sei auch besser so. Bei diesen ganzen Anabolika würde ja – die eine spreizte den kleinen Finger ab –, und überhaupt, ihr Freund, der würde da Gewichtigeres auf die Waage bringen. Ihre Freundin bestätigte das; sie schienen wirklich sehr eng miteinander befreundet zu sein.

Nach der Pause ging es weiter. Die Jungs hatten sich wirklich Mühe gegeben, Frauenträume auszuloten. Mal kamen sie als Handwerker – es ist ja bekannt, daß Frauen auf

Klempner mit Riesenäxten stehen –, mal als Rocker. Was gibt es Schöneres, als Männer mit nacktem Popo auf einer Panhead Bewegungen machen zu sehen, die an sich nicht dahin gehören; mal durften wir zuschauen, wie einer aus der Abteilung »Lonesome Cowboy« zunächst ein Sofa küssen verführte, dann verzweifelt unter die Dusche stürmte und diese mitsamt Duschwand vergewaltigte. Und das alles in einem Hölletempo. Kreisch-kreisch-kreisch.

»Möchtest du so was zu Hause haben?« schrie ich Rita zu. »Gott bewahre«, schrie sie zurück, »in zwei Sekunden von Null auf fünftausend Umdrehungen? Herzlichen Dank!« Mittlerweile fieberte ich bereits dem Ende der Vorstellung entgegen, weil ich die Hoff-

nung fallengelassen hatte, daß das Ganze irgendwann doch noch einen Sinn ergeben würde. Aber Rita war unerbittlich, und wir mußten die Herren in Marine-Uniform anschauen, die sie aber die ganze Zeit über anbehielten – es ist ja bekannt, daß Frauen auf Uniformen stehen –, und dann war Schluß. Aber erst, nachdem sie alle noch einmal den Arm zu einem Gruß erhoben hatten, der meiner Ansicht nach seit 1945 verboten ist.

Es war aber doch nicht ganz Schluß, denn Rita bestand darauf, daß wir ins Foyer gingen, wo auf der einen Seite T-Shirts und Kalender verkauft wurden, und auf der anderen Seite konnte man sich für 15 Mark mit den Darstellern fotografieren lassen.

Sie zog mich ganz nach vorne und sagte: »Jetzt paß mal auf. Gleich weißt du, warum die Schnecken sich so aufgedonnert haben.« Tatsächlich war die Party noch nicht zu Ende. Die Herren grinsten wie nichts Gutes in die Kamera und flüsterten den Ladies was ins Ohr, nämlich ihre Zimmernummern. Natürlich nicht allein; sie mußten schon die richtigen Argumente mitbringen. Als eine dran war, die so überzeugende Argumente hatte, daß sie fast vornüber fiel und es auch gar nicht mehr nötig hatte, irgendeine Art von Gesichtsausdruck vorzutauschen, flüsterte ich Rita zu: »Glaubst du, daß die überhaupt Englisch kann – ich meine, ob die überhaupt sprechen kann?« »Die Sprache der Liebe ist nonverbal«, sagte Rita. Na gut, in der Bild-Zeitung steht auch immer »... dann mußte sie den Einbrecher lieben ...«

»Und wieso haben wir überhaupt für teures Geld studiert?« bohrte ich nach. »Keine Ahnung«, erwiderte Rita. »Vielleicht, damit wir nicht mit auf die Zimmer dürfen.«

Stimmt. □



MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal im Radio über
Liebe geredet habe.

Neulich wurde ich für Geld ins Radio eingeladen zu einer Talk-Sendung, wo auch Hörerinnen und Hörer anrufen konnten. Das Thema hieß »Liebe für ein ganzes Leben – gibt es das?« Es dauerte zwei Stunden, aber zwischendurch wurde furchtbar viel Musik eingespielt von der Sorte, die keinem wehtut, so daß man nicht so viel reden mußte.

Zuerst rief ein Herr Reiter an, der seit vierzig Jahren glücklich verheiratet ist. Daß er glücklich verheiratet ist, liegt vor allem daran, daß er mit seiner Frau viel gemeinsam hat, nämlich den Kegeldub und das Geschäft. Das heißt, er hatte das Geschäft, und sie hatte das Geschäft und den Haushalt und die Kinder. Das konnte ich mir gut vorstellen. Außerdem sagte er noch, daß man sich »aufeinander eingewöhnen« und sich Liebe erkämpfen müsse. Der Moderator fragte ihn, ob er mal ein Beispiel dafür geben könne. Da gab es erst mal eine Pause, und Herr Reiter sagte dann, daß das jetzt ad hoc ein bißchen schwer sei, und auf diese Frage sei er auch gar nicht vorbereitet. Im Hintergrund hörte man seine Frau lachen.

Danach rief eine junge Frau an, die der Meinung war, daß es irgendwo auf der Welt einen Mann gebe, der für sie vorbestimmt sei. Das konnte ich ebenfalls gut nachempfinden, weil ich das auch schon fünfmal geglaubt habe. Ich fragte sie, was denn sei, falls der Mann für sie vielleicht auf Papua-Neuguinea gebacken worden ist. Das fand sie nicht schwierig, weil man sich auf jeden Fall irgendwo treffen würde. Ich hielt das nicht für wahrscheinlich, jetzt, wo die Flugzeuge andauernd runterkommen, sagte aber lieber nichts.

Zwischendurch gab es ein kleines Mißverständnis, als der Moderator mich

fragte, ob ich mich noch an Schiller und »Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang« erinnern könne. Ich erwiderte ziemlich spitz, daß ich so alt nun auch wieder nicht sei. Er hatte aber nur wissen wollen, ob ich mich noch an »Die Glocke« erinnern kann.

Dann sprach ein Hauptpastor darüber, daß man aneinander reifen müsse und daß der Mensch nicht ohne Hoffnung leben kann. »Ein Blick genügt, und man weiß, daß man sich gerade gestritten hat«, sagte er. Ich fand, daß man dazu nicht unbedingt heiraten muß. Außerdem sagte ich noch, daß ich es persönlich lusti-

ger fände, wenn man mehrere Liebschaften hintereinander hat. Das fand sonst erst mal keiner.

Eine Dame, die schon 77 war, erklärte, daß sie kein »Fachmann« sei wie »die Herrschaften, die Sie da bei sich haben«, meinte aber, daß, wenn junge Menschen wie zwei Sterne ineinander stürzen, es nicht ein ganzes Leben halten kann und sie ihre Liebe als ein Schicksalsgeschenk empfindet. Als nächstes kam eine junge Frau dran, die am folgenden Tag heiraten wollte. Der wünschte der Moderator, auch in meinem Namen, daß ihr »die Früchte der Liebe so richtig vollreif in der Gegend rum-

hängen« möchten. Ich hätte das aber anders formuliert.

Dann rief Herr Zimmermann an, der schon 31 Jahre verheiratet ist und der betonte, daß man der Frau auch in der Ehe noch Komplimente machen solle. Vor der Ehe würde man einen Handstand machen, um die Frau zu kriegen, und hinterher... »liegt man flach«, warf ich ein. Das wurde aber ignoriert. Auch sei die Frau »im Grunde nicht so ein Wandervogel, wie der Mann veranlagt ist«, sagte Herr Zimmermann. Da solle man aber trotzdem mal gucken, welche Wünsche die Frau habe, z. B. wenn sie mal wohin möchte...

Herr Graff, der dann anrief, fand, daß Liebe der Schlüssel ist, warum wir hier sind, und daß erst Sex, dann Herz und dann der Geist kommt, insgesamt die Evolution aber noch greife, nämlich die Evolution des Geistes, der Seele und das Ethische. Ich sagte, daß das bei Frauen anders wäre, nämlich Sexualität einen erst jenseits der dreißig richtig aufmöbele und deshalb ältere Frauen mit jüngeren Männern besser bedient seien, welche ja noch ein gewisses vitales Interesse aufbrächten.

Was ich damit meinte, war eigentlich, daß mir junge Säcke lieber sind als alte Säcke. Das wäre aber nicht höfunktcompatibel gewesen. Damit konnte Herr Graff nichts anfangen: »Es ist doch nicht im Prinzip der Sache, nur dem Sex nachzugehen.« Außerdem bezeichnete er mich als »die Frau da«, was ich als ungehörig empfand. Müller ist immerhin ein Name, den man sich merken kann. Und dann sagte er noch, daß ich wohl etwas primitiv sei. Da haben wir im Studio gelacht, auch die Techniker, und ich sagte, daß ich noch primitiver werden könne. Da waren die Mikrofone aber schon abgeschaltet. □



Die Untermieterin ist jetzt ausgezogen. Nicht, daß es das erste Mal gewesen wäre. Es war das dritte Mal.

Nach dem ersten Mal kam sie wieder bei mir an, weil sie sich mit ihrem Obermieter nicht über die Ansage auf dem Anruf-Berantworter einigen konnte. Er wollte seinen Text nicht löschen, der mit »Hallihallo« anfang und mit »Okey-dokey« aufhörte. Da habe sie sich vor ihren Bekannten geschämt. So was wäre mir ja total egal. Ich bin aus dem Alter raus, wo man irgendwas drauf gibt, was andere Leute denken, weil die sowieso was anderes denken, als man selber denkt.

Bei der zweiten Obermieterin mußte sie ausziehen, weil die beim Nachhausekommen immer schon in der Tür rief: »Kuckuck, ich bin's – deine Frochkönigin.«

Jetzt hat sie eine eigene Wohnung ganz in der Nähe gefunden, deshalb wollte sie sich auch den Möbelwagen sparen und hatte einen Bekannten namens Gernot engagiert, der mit seinem alten Cortina alles transportieren sollte. Der kam aber ohne Auto an und sagte, es sei Glatteis. Daraufhin ließ die Untermieterin eine Schimpfkanonade los, die mit »Weichei« anfang und mit »dumm wie Brot« noch lange nicht zu Ende war. Ich hielt ihr vor, daß man einen, der gar nichts für das Wetter könne, nicht beschimpfen dürfe. Sie sagte aber, wenn er grinse, dann schon.

Als ich ein paar Tage später den Cortina sah, war ich ganz froh, daß wir den nicht gekriegt hatten. Wir mußten nämlich an der Polizeiwache Stresemannstraße vorbei, und hinten auf dem Wagen stand drauf: »Pullezei, Nackedei, auf der Straße liegt ein Ei.«

Gernot besorgte dann drei Einkaufskarren vom PRO-Markt, damit konn-

MIT DEN AUGEN EINER Frau

Wie die Untermieterin einmal zum dritten Mal ausgezogen ist

ten wir den Umzug ganz gut über die Bühne kriegen. Möbel hatte die Untermieterin ja sowieso nicht. Diese mobilen Singles heutzutage machen sich von so was nicht abhängig. Denen reichen für die Einrichtung ihre Gänselampen und Laptops oder alte amerikanische Spucknapfe und Sammlungen von angeblich witzigen Postkarten.

Letztlich mußten wir dann doch an die fünfzehn Mal mit den Karren los, weil sie so viel zum Anziehen hatte. Das fiel mir zum ersten Mal richtig auf, als ich ihr beim Packen half. Das heißt, eigentlich packte ich allein, weil sie bloß herumhünnerte und nicht wußte, wie man einen Sweater richtig zusammenfaltet. Da schickte

ich sie zum Abwaschen, wobei sie ein Gesicht machte, als hätte sie früher mal was von »Abwaschen« gehört, wisse aber nicht mehr genau, was das ist.

Gernot machte sich nützlich, indem er mir die Plastiktüten zureichte. Ich wunderte mich, wieviel schicke Klamotten die Untermieterin hat; ich kenne sie nämlich nur in Sachen, in denen man in meiner Jugend gerade richtig zum Schweinehüten angezogen gewesen wäre. Kein zweites Bettlaken, aber dafür vier Lederjacken, und eine davon nagelneu. »Hast du die gerade gekauft?« Direkt gekauft habe sie die nicht, nur beinahe. »Beinahe gibt's nicht«, sagte ich, »entweder gekauft oder geklaut!« Das gibt es aber

doch. Sie hatte die Etiketten vertauscht. Meine Bemerkung, daß, wenn alle es so machten, der Standort Deutschland gefährdet sei, tat sie gleich ab mit: »Ach was, dann gäbe es gar kein Deutschland!« Ein Gedanke, der einen schon mal ins Träumen kommen läßt.

In der neuen Wohnung standen noch jede Menge Farbeimer und eine geliehene Leiter herum. Das werde sie demnächst alles wegräumen, sagte die Untermieterin. Ich wußte schon, wann das sein wird, nämlich am St. Nimmerleinstag.

Wir Umzugshelfer wurden dann noch, wie es sich gehört, zum Essen eingeladen. Dafür mußte ich noch mal zurückgehen, um Teller und Besteck zu holen, weil sie so was nicht hat. Was sie hat, ist eine Spargelzange und ein Trüffelhobel, wofür es aber noch keine Saison war.

An sich vermeide ich es, von jungen Menschen zubereitete Speisen zu mir zu nehmen, aber sie hatte bei Albrechts Feinkostbetrieben (Aldi) eingekauft, und mit tiefgekühlten Pizzen kann man nicht viel verkehrt machen. Kann man aber doch, wenn man die Gebrauchsanweisung nicht richtig liest und den Ofen auf 400 statt auf 200 Grad stellt. Danach mußte ich auch noch zum Zahnarzt. Als sie zwei Wochen später eine Einweihungsparty gab, standen die Eimer immer noch da. Die Stimmung war zunächst lau, stieg aber blitzartig an, als jemand in einen Eimer trat. Ich hätte auch herzlich gelacht, wenn es jemand anders passiert wäre. Gernot fuhr mich dann nach Hause, und erst beim Aussteigen, was nicht ganz einfach war wegen der Plastiktüte über meinem Fuß, bemerkte ich, daß er ein neues Schild an seinem Cortina hatte: »Pforten wech! Dies ist ein Gefangenentransporter.« □

